

Was ist passiert?
Warum ist es passiert?
Was haben wir gelernt?

VON BÖSE UND GUT.

Ein Versuch über Gewalt und Missbrauch.
Bubenburg 1950-1980.



Soziale Dienste der Kapuziner

VOM ANNEHMEN UND LERNEN

Wenn Menschen schmerzhaftere Ereignisse oder Wirklichkeiten in ihrem Leben nicht anschauen können, dann bekommen diese „Tabus“ oft eine enorm belastende Wirkung für alle anderen Lebensbereiche.

Gleiches gilt auch für Organisationen. Auf das eigene Versagen schauen zu können und dies zuerst einmal auszuhalten, ohne es zu beschwichtigen oder erklären zu müssen: Das ist der erste Schritt, um die Zukunft gut gestalten zu können.

Es ist aber auch ein ganz wichtiger Schritt den Menschen gegenüber, die im slw Unrecht erfahren haben.

Von den elf, sehr konkreten, Leitsätzen, die unsere Kultur im slw beschreiben und beeinflussen, sind für dieses herausfordernde Vorhaben zwei Sätze besonders wichtig.

Einerseits ein Satz, der sich an uns als Team richtet: ***Wir werden die Lektionen unserer Vorfahren lernen.***

Das meint auch, sich zu fragen: Was bedeutet die Vergangenheit für uns in unserer heutigen Arbeit? Worauf müssen wir heute achten, damit die uns anvertrauten Menschen bestmöglich gegen Gewalt geschützt sind?

Und andererseits, sehr persönlich an die einzelne Mitarbeiterin, an den einzelnen Mitarbeiter gerichtet: ***Ich werde die dunklen Seiten annehmen.***

Annehmen heißt zu allererst hinschauen und zuhören können, ohne sich gleich ein Urteil zu bilden. Damit wir annehmen können, müssen wir verstehen: Was ist passiert, und warum ist es passiert?

Darauf Antworten zu suchen, ist eine Aufgabe, der wir uns in diesem Heft stellen. Und um es klar zu sagen: Das ist kein Endergebnis. Sondern eine Sammlung von Berichten, die versucht, einen Ausschnitt der Vergangenheit für uns im Heute nachvollziehbar zu machen.

Alle Leitsätze inklusive Gebrauchsanweisung finden sich im Internet unter www.slw.at/leitsätze.

Liebe Leserin, lieber Leser,

wir gehen jetzt in die zweite Hälfte des Jahres 2014. Vor genau fünf Jahren wurde ich Geschäftsführer der Sozialen Dienste der Kapuziner, kurz slw.

Nur wenige Monate war ich in dieser Funktion, da wurde langsam, aber sicher klar, dass im Seraphischen Liebeswerk, wie es einstmals hieß, nicht alles so gelaufen ist, wie man sich es für Kinder und deren Kindheit wünscht. Plötzlich war die Rede von Gewalt und von Missbrauch. Von Opfern und Tätern. Von Böse und Gut.

Wenn wir heute, im Jahr 2014, vom slw erzählen, dann erzählen wir von den Sonnenseiten. Von den gelungenen Projekten, den zufriedenen Klientinnen und Klienten. Weil vieles in unserer täglichen Arbeit tatsächlich gut läuft, gelingt, und zu Recht als wohltuend und hilfreich wahrgenommen wird. Und wozu viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter jeden Tag und jede Stunde ganz wesentlich beitragen.

In diesem Heft geht es aber darum, die Schattenseiten zu beleuchten. Nein, es geht nicht darum, zu sagen »heute gut – gestern schlecht«. Es geht auch nicht darum, über die Vergangenheit zu Gericht zu sitzen.

Wir wollen vielmehr auf die Stimmen hören, denen wir in der Vergangenheit zu wenig Gewicht eingeräumt haben, und wir wollen für heute lernen.

In dieser Ausgabe des »slw derzeit« werden wir uns also jenen Aspekten zuwenden, die beschreiben, wo wir gescheitert sind, wo Menschen den Aufenthalt in einer unserer Einrichtungen als belastend, traumatisierend, schmerzhaft und als alles andere als hilfreich für ihr weiteres Leben erfahren haben.

Es geht mir und uns nicht darum, darüber zu urteilen, wer Recht hat und wer Unrecht. Das wäre anmaßend. Es geht darum, hinzuschauen, zuzuhören und auszuhalten.

Es geht mir nicht darum, heute zu sagen »so war es damals«. Dieses Heft ist kein »Abschlussbericht«, keine endgültige Dokumentation, es ist ein Versuch, ein Zwischenstand. Es kann auch kein vollständiger Abriss über das Versagen in der Vergangenheit sein. Es will nicht abwägen und gewichten: So vielen Kindern ist es gut gegangen und so vielen schlecht. Glück und Leid lassen sich nicht einfach messen.

Dieses Heft will sich bestimmten Aspekten unserer Vergangenheit stellen, nämlich jenen, von denen uns seit 2010 ehemalige Kinder der Bubenburg berichtet haben.

Wir wollen damit auch dem Wunsch vieler Betroffener nachkommen, dass diese Vergangenheit nicht verschwiegen wird.

Ich bin der Überzeugung, dass dieser Wunsch zu Recht besteht. Und dass es wichtig ist, ihn ernst zu nehmen.



MMag. Franz Tichy

Geschäftsführung slw Soziale Dienste der Kapuziner

INHALT

WAS IST PASSIERT?

- ad notam.* BRUDER LECH SIEBERT –s.7
»Uns hat kein Mensch geglaubt.« PEPI PITTL –s.8
Zahlen und Fakten –s.12
»erziehung gestern.« ERWIN ASCHENWALD –s.14
»Das ist meine Stärke.« HANS ROFNER –s.18
Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl. GÜNTHER SPERK –s.20
P. Magnus Kerner. WOLFGANG WEBER –s.24

WARUM IST ES PASSIERT?

- Was ist bei uns schon normal?* CHRISTINE ASCHER –s.28
Vom Elend zum Wohlstand. JOSEF NUSSBAUMER –s.30
Soziale Arbeit in Österreich. JOHANNA HEFEL –s.32
Konfessionelle Heimerziehung. ANDREAS HENKELMANN –s.36
Die Unerwünschten. MARION WISINGER –s.40
Um aus ihnen brauchbare Menschen werden zu lassen. GESPRÄCH MIT BARBARA GRAMSHAMMER,
LINDA FOIDL UND FLORIAN FAISSTNAUER –s.44
Das Mäntelchen der Unfehlbarkeit. GESPRÄCH MIT KLAUS SPRINGER –s.48
Geschlossene Systeme im Erziehungs- und Sozialbereich. JOSEF CHRISTIAN AIGNER –s.52

WAS HABEN WIR GELERNT?

- BR. RADOSLAW CELEWICZ –s.56
Schweigen hilft den Täter/innen... ARNO DALPRA –s.58
Wenn ein hoher Anspruch auf die raue Wirklichkeit trifft. PETER VOGLER –s.62
Lernende Organisationen und gelebte Verantwortung. MARKUS VÖGEL –s.66
Kommunikation formt Gruppen. FALKO WILMS –s.70
Täterinnen – Frauen als vielfältig Beteiligte am Nationalsozialismus. MARIA POHN-LAUGGAS –s.74
Gegenwärtiges Arbeiten an einem Ort vergangener Schuld. MICHAEL HOLLENSTEIN –s.78
Zuhören und Lernen. GESPRÄCH MIT BR. LECH SIEBERT UND FRANZ TICHY –s.82
Warum und wozu oder was sonst? KURT BEREUTER –s.86
Schule der Opfer. PATER KLAUS MERTES –s.90
»Verstehen – Vergeben – Versöhnen.« ALFRED ECKER –s.92

Was ist passiert.?

An die
Frau Bürgermeisterin der Stadt Innsbruck
Mag. Christine Oppitz-Plörer

Innsbruck, 06.02.2013

Liebe Frau Bürgermeisterin!

Heute komme ich mit einem besonderen Anliegen zu Ihnen.

...

Es gibt vieles in der Geschichte der Tiroler Kapuziner, worauf wir mit Freude zurückblicken können. Es gibt aber auch Ereignisse, die uns traurig machen.

Aus heutiger Sicht ist festzuhalten:

1. Es ist richtig, dass in der Bubenburg von und in der Verantwortung von P. Magnus Gewalt in einer Form angewendet worden ist, die heute zu Recht verurteilt wird.
2. Es ist richtig, dass zwei Erzieher der Bubenburg aus den 1960iger und 1970iger Jahren, denen von Kindern sexuelle Übergriffe vorgeworfen wurden, nicht angezeigt, sondern deren Dienstverhältnisse nur fristlos beendet wurden.
3. Es ist richtig, dass auch in der Bubenburg von manchen Erziehern pädagogische Methoden zur Anwendung kamen, die von Kindern als zutiefst demütigend empfunden worden sind.

Auch wenn diese Erziehungsmethoden zu diesen Zeiten weit verbreitet waren, nimmt dies nichts am Schmerz der Kinder.

P. Magnus Kerner ist 1990 gestorben. Die Erinnerungen an ihn sind geteilt. Die einen erlebten ihn als verantwortlich für die Misshandlungen in ihrer Kindheit. Andere haben ihn als für ihr eigenes Leben hilfreich und höchst sozial engagiert erlebt. Dieser Widerspruch mag sehr schwer zu verstehen und auszuhalten sein. Die Erfahrung jeder einzelnen Person hat aber ihre eigene Gültigkeit. Sie kann durch die Erfahrungen anderer weder aufgehoben noch ausgeglichen werden.

P. Magnus Kerner hat das Sozialehrenzeichen der Stadt Innsbruck erhalten. Von manchen der ehemaligen Kinder wird dies heute als großes Unrecht erlebt. Was unseren Ordensgründer Franziskus besonders ausgezeichnet hat, war seine Fähigkeit Frieden zu stiften und das abzulegen, was zum Unfrieden führt.

Wir Kapuziner sind der Meinung, dass ein Ehrenzeichen Menschen nicht kränken soll. Deshalb geben wir als Verantwortliche der Kapuzinerprovinz Österreich-Südtirol hiermit das an P. Magnus verliehene Sozialehrenzeichen der Stadt Innsbruck zurück.

Br. Lech Siebert
Provinzial der Kapuzinerprovinz Österreich-Südtirol

„Uns hat kein Mensch geglaubt.“ Erinnerungen an die Bubenburg.

Von 1951 bis 1955 war Pepi Pittl in der Bubenburg. Zuerst im Kindergarten und dann als Volksschüler. Auf die Frage, ob er bereit sei, über die damalige Zeit zu sprechen, sagt Pepi Pittl:

»Ja, ich erzähle euch meine Geschichte. Ich erzähle, weil ich will, dass so etwas nie wieder geschieht.«

Pepi Pittl, Bubenburg 1951-1955.

Meine Mutter und ich waren in der Familie meines Vaters unerwünscht, und so war meine Mutter alleine für mich verantwortlich. Da sie arbeiten gehen musste, bin ich schon sehr jung – mit zwei Jahren – in Pflegschaft gegeben worden. In meiner Pflegefamilie bin ich viel geschlagen und eingesperrt worden. Ich habe daher meiner Mutter gesagt, dass ich dort nicht länger bleiben will.

Eines Tages hat dann meine Mutter zu mir gesagt: *»Jetzt habe ich ein Heim für dich gefunden, da geht es dir besser.«* Uns so bin ich mit fünf Jahren in die Bubenburg gekommen. Meiner Mutter haben sie dort versprochen, sie machen einen »ordentlichen Menschen« aus mir. In Wahrheit ist es mir dort noch viel schlechter gegangen.

Ich war Bettnässer, und Kinder wie ich mussten jeden Tag dasselbe Prozedere erleiden. Wir haben in Schlafsälen mit 36 bis 40 Betten übernachtet. In der Mitte des Raumes stand eine Art Verschlag, in dem hat die diensthabende Gruppenschwester geschlafen. In der Früh wurde eine Glocke geläutet, wir mussten aufstehen, die Bettdecken zurückschlagen und vor unseren Betten Aufstellung nehmen. Die Schwester ging dann von Bett zu Bett und hat mit der Hand gefühlt, ob die Mat-

ratzen nass oder trocken waren. Die Bettnässer mussten zu einem leeren Bett am Ende des Raumes gehen, sich das Nachthemd ausziehen und sich über das

Bett beugen. Dann gab es mit dem »spanischen Stecken« drei, vier, fünf Schläge auf den nackten Hintern, alle anderen Kinder mussten zuschauen. Es hat Schwestern gegeben, die haben das richtig gemacht und fest zugeschlagen, und andere haben das nicht so gerne gemacht. Das hat man genau gemerkt.

„Jetzt habe ich ein Heim für dich gefunden, da geht es dir besser.“

Beim Frühstück war im Speisesaal eine eigene Bank für uns reserviert, das »Bettnässerbankl«. Vor dieser Bank mussten wir uns hinknien und mit dem Rücken zu den anderen unser Essen im Knien einnehmen. Wer nicht ordentlich gegessen hat, der wurde in die Ohrläppchen gezwickt und an den Haaren oberhalb der Schläfen gezogen. Das hat sehr wehgetan, und ich habe bis heute kein Gefühl mehr an diesen Stellen.

Am Abend gab es für uns ein »Trinkverbot«, das genau überwacht worden ist. Man dachte, so würde das Bettnässen besser werden. Wir mussten sogar das Wasser vom Zähneputzen unter Kontrolle der Schwester wieder ausspucken. Das Bettnässen ist natürlich davon nicht weniger geworden. Ich war oft so durstig, da hab ich heimlich aus der Kломuschel getrunken. Ich hab mir nicht anders zu helfen gewusst.

Wir mussten jeden Tag in die Kirche gehen, und sobald wir zur Kommunion zugelassen wurden, auch jeden Tag zur Kommunion. Wer nicht zur Kommunion gegangen ist, wurde geohrfeigt, oft von Pater Magnus, der von allen Pater Direktor genannt wurde. Der Pater Direktor war ein sehr zorniger Mann, damals im besten Alter, wenn der dich geschlagen hat, bist du gelegen. Auch für geringe Vergehen wurden wir oft zum Pater Direktor geschickt, »Meldung machen«, hieß das, glaub ich. Da hat es keinen gegeben, der nicht geschlortert hat, wenn er zum Pater Direktor musste. Wir hatten Angst, Angst, Angst.

Meiner Mutter von den Zuständen in der Bubenburg zu erzählen, hat nicht viel gebracht. Was der Pfarrer, der Lehrer, die Schwestern gesagt haben, das war damals Gebot. Wir durften nur zweimal im Jahr nach Hause fahren, und meine Mutter hatte auch nicht so oft Zeit, auf Besuch zu kommen. Einmal musste sie zu Weihnachten arbeiten, und ich bin in über die Feiertage der Bubenburg geblieben. Als sie mich dann das nächste Mal besucht hat, hab ich sie gar nicht mehr erkannt.

Sobald wir schreiben konnten, mussten wir monatlich eine Karte an unsere Eltern schicken. Uns wurde genau gesagt, was wir schreiben sollten, und so haben die Eltern natürlich immer positive Post von uns erhalten. Wenn ich meiner Mutter dann von meinen Erlebnissen in der Bubenburg erzählt habe, hat sie mir nicht geglaubt. Ihr wurde nämlich von den Schwestern gesagt: *»Ja, der Pepi is schon a guats Büabl. Aber er liagt halt so viel.«* Wie oft habe ich Pläne geschmiedet, dass ich abhau. Aber ich hab nicht gewusst, wohin, denn nach Hause hätte ich ja auch nicht können. Wir waren wirklich ganz verlassen. ►

- Unter uns Buben gab es schon so etwas wie Kameradschaft, aber es waren immer auch ein, zwei in jeder Gruppe, die haben bei den Schwestern geratscht. Dafür haben sie dann Süßigkeiten bekommen. So waren die Schwestern auch immer über alles informiert, du hast keine Geheimnisse haben können. Wen du zum Beispiel nach dem Lichtausschalten am Abend im Bett noch geredet hast, hat die Schwester das am nächsten Tag gewusst. Da hieß es dann: »Hände vorstrecken«, und es gab Schläge mit dem Stecken auf die Handflächen und den Handrücken.

Das Duschen ist mir auch in schlimmer Erinnerung. Das war ein Raum, mit Holzpritschen

Wir hatten Angst, Angst, Angst.

ausgelegt und Brauseköpfen an der Decke. Es hat in dem Raum keinen Zentimeter gegeben, wo nicht Wasser von der Decke gekommen ist. Da mussten wir zu zwanzigst hinein, dann wurde die Türe geschlossen, die Schwester hat von außen durch eine Art Bullauge hineingeschaut

und von außen das warme und kalte Wasser reguliert. Wenn es zu warm oder kalt war, sind wir hin- und hergesprungen, es war schwer auszuhalten.

Nach den ersten vier Jahren Volksschule hat mich die Mutter aus dem Heim genommen, denn sie wollte, dass ich eine Hauptschule besuche, und die Bubenburg-Schule war nur eine achtstufige Volksschule. Meiner Mutter wurde das Lehrlingsheim St. Bartlmä in Innsbruck empfohlen, das zum Stift Wilten gehört hat. Da bin ich vom Regen in die Traufe gekommen, denn dort sind auch sexuelle Übergriffe passiert, Gottseidank nicht mir.

Heute habe ich mit dem allen abgeschlossen, und ich erzähle meine Geschichte nur deshalb, damit es sich nie mehr wiederholt. Ich habe einen starken Willen gehabt und es durchgestanden. Das eine hab ich im Heim gelernt: Gott hilft nur denen, die sich selbst helfen.

DER AUTOR

PEPI PITTL

Pepi Pittl ist ein bekannter Tiroler Volksschauspieler und Regisseur, der sich in zahlreichen Theaterstücken und Filmprojekten österreichweit einen Namen gemacht hat. Im November 2014 inszeniert

er aus Anlass des 40-jährigen Bestehens des Elisabethinums in Axams das Stück „Kein Platz für Idioten“ von Felix Mitterer.

was ist passiert?

Harte Fakten, nüchterne Zahlen

GEWALT

Im Jänner 2010 macht Pater Klaus Mertes **Missbrauchsfälle** am katholischen Canisius-Kolleg in Berlin aus den 1970er- und 1980er-Jahren öffentlich. Bereits wenige Wochen später melden sich auch im Seraphischen Liebeswerk etliche Menschen, die im Zeitraum zwischen 1950 und Anfang der 1980er-Jahre als Kinder und Jugendliche in der Bubenburg gelebt haben. Viele dieser Zeitzeugen berichten von leidvollen Erfahrungen und gewaltvollen Erziehungsmaßnahmen, einige auch von sexuellen Übergriffen und Missbrauch.

KLASNIC-KOMMISSION

Bis Oktober 2013 hat die Unabhängige Opferschutzkommission finanzielle Hilfestellungen in der Höhe von 13,7 Mio. Euro und die Leistung von 36.500 Therapiestunden beschlossen, darunter auch an ehemalige Kinder aus der Bubenburg.

Waltraud Klasnic fasst ihre bisherigen Erfahrungen als Vorsitzende der Unabhängigen Opferschutzanwaltschaft wie folgt zusammen: »Der **Schutz vor körperlicher, seelischer und sexueller Gewalt** ist ein gesamtgesellschaftliches Anliegen. Diese Feststellung kann nicht davon ablenken, dass sexuelle Gewalt in der katholischen Kirche angesichts der selbstaufgelegten moralischen Wertvorstellungen dieser Religionsgemeinschaft in besonderer Weise verwerflich ist. ... Die katholische Kirche hat mit einem massiven Vertrauensverlust auch in Österreich für die schwerwiegenden Versäumnisse der letzten Jahrzehnte bezahlt. Die Austrittsstatistik ist nur die Spitze des Eisbergs: Hatte es nach Bekanntwerden der Missbrauchsvorwürfe gegen Kardinal Groër 1995 44.305 Austritte gegeben ... schnellte (die Austrittsstatistik) 2010 in die bislang unerreichte Höhe von 85.960 ... Umso wichtiger sind die **Initiativen, die Kardinal Schönborn gesetzt hat** ... sie sind auch international beispielhaft. ... Das alles soll und muss Ansporn zu weiteren Anstrengungen sein.

OPFERSCHUTZANWALTSCHAFT

Im April 2010 initiiert Kardinal Christoph Schönborn die kirchliche »**Unabhängige Opferschutzanwaltschaft**« unter der Leitung von Waltraud Klasnic, der ehemaligen Landeshauptfrau der Steiermark.

Die Unabhängige Opferschutzanwaltschaft ist laut Eigendefinition »eine zivilgesellschaftliche Einrichtung, die frei und autonom agiert. Sie steht allen **Opfern von Missbrauch und Gewalt** in Kirche und Gesellschaft in Österreich zur Verfügung und will rasch und wirksam helfen. Die Unabhängige Opferschutzanwaltschaft und Unabhängige Opferschutzkommission ergreifen und beschließen Maßnahmen und Initiativen – insbesondere auch finanzielle und therapeutische – im Interesse von Betroffenen, die im Kindes- oder Jugendalter Opfer von Missbrauch oder Gewalt durch VertreterInnen und Einrichtungen der katholischen Kirche in Österreich geworden sind.«¹

OPFER

Es gibt viele Opfer, die sich nie gemeldet haben, nicht melden werden, es einfach nicht können oder nicht mehr leben. Allen diesen Ungenannten und oft auch freiwillig aus dem Leben Geschiedenen soll und muss ein sichtbares Zeichen gesetzt werden. Es sind unverzeihliche Taten geschehen.«²

ZAHLEN

Bis heute haben sich mehr als 80 ehemalige **Kinder aus der Bubenburg** beim slw oder der Unabhängigen Opferschutzanwaltschaft gemeldet. Insgesamt sind bei der Unabhängigen Opferschutzanwaltschaft bis Oktober 2013 1355 Meldungen eingetroffen, davon 288 Meldungen aus Tiroler Einrichtungen.

73,1 Prozent der Betroffenen von Gewalt/Missbrauch im kirchlichen Umfeld sind männlich, 26,9 Prozent weiblich. Die meisten Nennungen betreffen die 1960er-Jahre (38,3%), gefolgt von den 1970er-Jahren (27%).

VERWEISE

1. Siehe www.opfer-schutz.at vom 13. August 2014
2. WALTRAUD KLASNIC: „Unser Anliegen sind die Menschen, nicht die Paragraphen“ S. 29-30 In: Waltraud Klasnic (Hg.): *Missbrauch und Gewalt. Erschütternde Erfahrungen und notwendige Konsequenzen.* Leykam, Graz 2013



Abb. 1: Pädagogik – Werte im Wandel zwischen 1950 und den 1980er-Jahren

Unerhört. Wie man sich ein Trauma von der Seele schreit.

Erwin Aschenwald hat sich seine traumatischen Erfahrungen in der Bubenburg bereits 1980 in der Zeitschrift »Erziehung heute« von der verletzten Seele geschrieben. Seine Stimme blieb damals im Seraphischen Liebeswerk ungehört.

Erwin Aschenwald hat sich in den letzten Jahren auch medial immer wieder vehement zu Wort gemeldet und geradezu zornig auf das Unrecht aufmerksam gemacht, das Kinder in der Bubenburg und anderen Einrichtungen erleiden mussten.

Wir danken Erwin Aschenwald für die Erteilung des Abdruckrechts für seinen Artikel „erziehung gestern“. Herr Aschenwald ersucht uns, festzuhalten, dass er die von ihm geschilderten Erlebnisse in der Bubenburg damals mit großer Zurückhaltung formulierte und nur einen Teil jener Sachverhalte wiedergab, die ihm zur damaligen Zeit bekannt waren. Zudem möchte er darauf hinweisen, dass dieser Artikel unter Rücksicht auf das damalige Presserecht nur Ereignisse beschreibt, die von mindestens zwei anderen Personen bestätigt werden konnten. Somit ist der Artikel auch aus damaliger Sicht unvollständig. Der Bericht ist das erste schriftliche Zeitzeugnis über die Ereignisse in der Bubenburg und kann nur in diesem Bewusstsein verstanden werden.

Den aktuellen Wissensstand referiert in diesem Magazin Wolfgang Weber auf Seite 24

Aus urheberrechtlichen Gründen ist der Artikel »erziehung gestern«
nur in der gedruckten Ausgabe enthalten.

Aus urheberrechtlichen Gründen ist der Artikel »erziehung gestern« nur in der gedruckten Ausgabe enthalten.

„Das ist meine Stärke.“ Erinnerungen an die Bubenburg.

Seit 2010 haben mehr als 80 ehemalige Kinder der Bubenburg mit dem slw und mit der kirchlichen »Unabhängigen Opferschutzanwaltschaft« Kontakt aufgenommen und von ihren Erinnerungen an ihre Zeit in der Bubenburg erzählt. Viele Berichte sind erschütternde Zeugnisse von körperlicher und psychischer, einige auch von sexueller Gewalt. Manche Zeitzeugen haben auch davon berichtet, dass ihre Erinnerungen an die Bubenburg überwiegend positiv sind.

Einer von ihnen ist Hans Rofner. Er war von 1964 bis 1967 in der Bubenburg und hat sich bereit erklärt, von dieser Zeit zu erzählen.

es mir vergleichsweise gut gegangen. Ich habe es zwar bei anderen beobachtet, aber ich selbst bin nie geschlagen worden. Nur Schwester Benjamina hat mich immer wieder an den Haaren und Ohren gezogen; das war wohl die ihr eigene Erziehungsmethode bei Kindern, die sie nicht so mochte. Ich war ja sonst ein unauffälliges Kind, aber auffällige, schwierige Kinder hatten es sicher mit den Schwestern nicht so leicht.

Mit Pater Magnus habe ich persönlich kein Problem gehabt, er hat mich nie misshandelt. Er war nur den Schwestern hörig, weil er auf sie angewiesen war.

Wahrscheinlich ist es mir eben deshalb gut gegangen, weil ich grundsätzlich ein »pflegeleichtes« Kind war und in der Masse mitgeschwommen bin. Es mag sein, dass es negative Vorkommnisse gegeben hat, und ich hab einfach nichts mitbekommen. Das kann ich nicht beurteilen. Den Bettnässern, das weiß ich noch, ist es sicher nicht gut gegangen ...

Jetzt, wo ich darüber rede, ist es alles wieder ganz nahe, sonst denke ich nicht darüber nach. Das ist meine Stärke. Ich habe auch zu meinem Bruder, der mit mir in der Bubenburg war, gesagt, denk nicht zu viel über die Vergangenheit nach. Das bringt dir für dein heutiges Leben nichts.

Was gefehlt hat, damals, war die Nachbetreuung für die, die mit 14 Jahren die Bubenburg verlassen mussten. Da hätte man sich wirklich etwas überlegen müssen, das war zu früh. Ich bin später Polizist geworden und hab etliche ehemalige Kameraden wiedergetroffen, die nach der Bubenburg auf die schiefe Bahn geraten sind.

Ich selbst bin auch als junger Mann immer wieder nach Fügen auf Besuch gefahren und war in der Bubenburg immer herzlich willkommen. Ich habe keine schlechten Erinnerungen.

Hans Rofner, Bubenburg 1964 bis 1967.

Ich bin elternlos aufgewachsen und schon als Säugling in ein Heim gekommen. Dann war ich bis zu meinem 12. Lebensjahr bei den Benediktinerinnen in Scharnitz im Heim. Danach habe ich in die Bubenburg gewechselt. Im Vergleich zu Scharnitz ist es mir in der Bubenburg wirklich gut gegangen. Scharnitz war die Hölle für mich. Ich musste dort schon als kleiner Bub hart arbeiten. Es gab da zum Beispiel eine Wetterstation auf dem Grundstück in Scharnitz, bei der eine Schwester immer um sechs Uhr in der Früh die Temperatur ablesen sollte. Der Weg zu dieser Wetterstation

war im Winter total zugeschneit, und ich wurde als kleiner Bub schon um fünf Uhr geweckt, damit ich für die Schwester den Weg freischaufle.

Wie ich später von meinem Firmpaten, der sich ab und an um mich kümmerte, erfuhr, wollten mich die Schwestern als Knecht in ihrer Landwirtschaft einsetzen. Nur dem Einsatz meines Firmpaten habe ich es zu verdanken, dass mir dieses Schicksal erspart geblieben ist. Er wollte, dass ich eine gute Ausbildung bekomme.

So bin ich mit meinem jüngeren Bruder (der ein paar Jahre nach mir auch nach Scharnitz gekommen ist) in die Bubenburg gewechselt. Dort ist

Im Vergleich zu Scharnitz ist es mir in der Bubenburg wirklich gut gegangen.

DER AUTOR

HANS ROFNER

Hans Rofner ist pensionierter Polizist und heute ehrenamtlich als Sachwalter tätig.

Die Kinderbeobachtungsstation. Über Rolle und Verantwortung des wissenschaftlichen Establishments.

Sie war Fürsorgeärztin, Psychiaterin und Heilpädagogin – Maria Nowak-Vogl leitete von 1954 bis 1987 die »Kinderbeobachtungsstation« der Universitätsklinik Innsbruck. Mehr als 3.600 Kinder wurden in dieser Zeit dort aufgenommen, untersucht und behandelt. Der »Kinderbeobachtungsstation« wird heute zugeschrieben, dass sie maßgeblich für gewaltsame und demütigende Erziehungsmethoden verantwortlich war. Nowak-Vogl stand als angesehene Ärztin und Psychiaterin auch mit dem Seraphischen Liebeswerk und der Bubenburg lange Jahre in engem Kontakt.

Ein Beitrag von Günther Sperk, dem Vorsitzenden der Medizin-Historischen ExpertInnenkommission der Medizinischen Universität Innsbruck.

»Über die Arbeit der Medizin-Historischen ExpertInnenkommission der Medizinischen Universität Innsbruck (2012-2013) – Die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl«
Ein Text von Univ. Prof. i.R. Dr. Günther Sperk.

Die Medizin-Historische ExpertInnenkommission wurde Anfang 2012 von der Medizinischen Universität unter dem damaligen Rektor Univ.-Prof. Dr. Herbert Lochs eingerichtet und schloss ihre Arbeit im November 2013 ab. Ihr Bericht mit dem Titel »Die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl« ist im Internet zugänglich ([https://www.i-med.ac.at/pr/presse/2013/Bericht-Medizin-Historische-Expert-](https://www.i-med.ac.at/pr/presse/2013/Bericht-Medizin-Historische-ExpertInnenkommission_2013.pdf)

Die Kinder empfanden sich zu einem Objekt degradiert und in Vorlesungen zur Schau gestellt, behandelt als kranke, minderwertige und abnorme Menschen.

gehörten hochrangige ExpertInnen aus den Bereichen Zeitgeschichte (Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Elisabeth Dietrich-Daum, Univ.-Doz. Mag. Dr. Horst Schreiber), Erziehungswissenschaften (Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Michaela Ralser), Psychiatrie (Prim.^a Dr.ⁱⁿ Anna Katharina Purtscher-Penz, Ao. Univ.-Prof. Dr. Ernst

Berger), und eine Vertreterin der Patientenanzweltschaft (Dr.ⁱⁿ Patricia Gerstgrasser) an. Geleitet wurde die Kommission vom damaligen Vizerektor für Forschung Univ.-Prof. i. R. Dr. Günther Sperk (Pharmakologe) mit Assistenz und Schriftführung von Dr.ⁱⁿ Barbara Hoffmann-Ammann (Historikerin). Alle Mitglieder waren ehrenamtlich tätig.

Aufgabe und Ziel der Medizin-Historischen ExpertInnenkommission war es, einen Beitrag zur Aufarbeitung der Geschehnisse in der Kinderbeobachtungsstation und der Rolle ihrer Leiterin Primaria Maria Nowak-Vogl zu leisten. Im Jänner 2012 hatte der Zeithistoriker Horst Schreiber in seinem Buch »Im Namen der Ordnung« erneut

auf die psychische und körperliche Gewalt an der Kinderbeobachtungsstation unter der Leitung von Maria Nowak-Vogl aufmerksam gemacht. Die österreichischen Medien griffen das Thema in der Folge auf. Insbesondere wurde auch die regelmäßige Verabreichung des umstrittenen Präparats »Epiphysan« an Kinder und Jugendliche thematisiert. Die Medizinische Universität Innsbruck sah es darauf in ihrer Verantwortung, zur weiteren Aufarbeitung der Thematik beizutragen.

An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass das Land Tirol bereits zwei Jahre zuvor (2010) mit der Einrichtung einer Anlaufstelle für Betroffene und mit der Zuerkennung von Entschädigungszahlungen und Therapieangeboten begonnen hatte. Seit der Installierung dieser Anlaufstelle hatten sich bis Jahresende 2012 insgesamt 411 Personen gemeldet. Davon berichteten 88 Betroffene als Kinder und Jugendliche in der heilpädagogisch-kinderpsychiatrischen Station von Maria Nowak-Vogl stationär untergebracht worden zu sein. Die Missstände in der von Nowak-Vogl geleiteten Kinderbeobachtungsstation waren allerdings bereits im Jahr 1980 durch die Ausstrahlung des Dokumentarfilms von Kurt Langbein im Rahmen der Sendung »Teleobjektiv« dargestellt worden.¹

Die Medizin-Historische ExpertInnenkommission konnte sich im Rahmen ihrer Arbeit auf bereits vorliegende Untersuchungen, etwa die Studien des Historikers Horst Schreiber und einer inzwischen veröffentlichten Vorstudie der Erziehungswissenschaftlerinnen Michaela Ralser, Anneliese Bechter und Flavia Guerrini stützen, führte aber auch umfangreiche eigene Recherchen durch und hörte eine Reihe von ZeitzeugInnen und eine Betroffene.

Die Kinderbeobachtungsstation wurde 1954 gegründet und von der Fürsorgeärztin, Psychiaterin und Heilpädagogin Maria Nowak-Vogl bis zu ihrer Pensionierung 1987 geleitet und dann aufgelöst. Die Station war anfänglich außerhalb der Innsbrucker Klinik in Hötting angesiedelt und wurde 1979 in das Areal der Innsbrucker Univ.-Klinik für Psychiatrie eingegliedert. Zumindest bis dahin, also von den 1950er bis 1970er Jahren, war die Kinderbeobachtungsstation, neben den Agenturen der Jugendwohlfahrt und dem Komplex der Erziehungs- und Kinderheime, die dritte wesentliche Säule des lokalen Fürsorgeerziehungsregimes. Es wurden tausende Kinder in der Kinderbeobachtungsstation, zunächst in einem Haus in der Sonnenstraße 44 in Innsbruck, ab 1979 im Vinzenzhaus am Klinikgelände, aufgenommen, untersucht und behandelt. 3.650 PatientInnenakten sind dokumentiert. Bis auf die letzten Jahre war die ►

- Kinderbeobachtungsstation stets gut ausgelastet, in den späten 1950er- und 1960er-Jahren sind überdurchschnittlich viele Kinder und Jugendliche aufgenommen worden. Zuweisende waren einerseits die Erziehungs- und Kinderheime (und an diese angeschlossene Einrichtungen), andererseits wurden Zuweisungen im Rahmen der Jugendfürsorge zur gutachterlichen Einschätzung angeordnet. Außerdem scheinen als zuweisende Personen niedergelassene ÄrztInnen, ÄrztInnen anderer Krankenhäuser oder Kliniken und wenige überforderte Eltern, Pflegeeltern oder auch LehrerInnen auf. Die Kinder kamen aus Tirol, Vorarlberg, Südtirol, Salzburg, aus Bayern und vereinzelt auch von weit her wie z.B. aus der Schweiz. Die Aufenthaltsdauer betrug durchschnittlich sechs bis acht Wochen mit Ausnahmen darunter und Spitzen darüber.

Aus den Unterlagen, den Berichten von Betroffenen und jenen von ZeitzeugInnen offenbarte sich der Führungsstil Maria-Nowak-Vogls als autoritär, gefühllos und in vielen Fällen unmenschlich. Nach den von Horst Schreiber (44 Betroffene, neun BetreuerInnen und sonstige Auskunftspersonen) und der Anlaufstelle für Opferschutz geführten Interviews erlebten die Betroffenen Maria Nowak-Vogl als ungerührten und kalten, ebenso lieb- und gefühllosen wie angsteinflößenden Menschen, der sie verachtete und verächtlich machte, einmal kühl strafend, dann wieder hysterisch schreiend, bisweilen auch als Zuchtmeisterin, die vor körperlicher Gewalt nicht zurückschreckte. Unisono berichteten die Betroffenen von einem Klima der Bedrohung – mit Strafen, nachteiligen Konsequenzen oder der Überstellung in eine Erziehungsanstalt. Aktennotizen der Schwestern, ErzieherInnen und von Nowak-Vogl selbst bestätigen den disziplinarischen Erziehungsstil, der Strafen und konsequente Führung als wesentliche Erziehungsmittel einschloss.

So klagten Betroffene darüber, dass sie mit dem Eintritt in die Kinderbeobachtungsstation auf einen Objektstatus reduziert wurden. Die Abgabe aller Habseligkeiten und das Überziehen der Anstaltskleidung empfanden sie als tiefen Einschnitt in ihre Persönlichkeitsrechte. Dementsprechend oft bezeichneten die Befragten die Kinderbeobachtungsstation als Strafanstalt, in der sie nicht nur von der Außenwelt abgeschnitten waren, sondern sich auch im Inneren des Hauses nicht frei bewegen konnten. Als besonders stigmatisierend erlebten die Kinder, dass sie bei Spaziergängen oder auf dem Weg in die Klinik als »InsassInnen« der Kinderbeobachtungsstation erkannt wurden. Interviewpersonen, die auf der Kinderbeobachtungsstation als »BettnässerInnen« behandelt wurden, berich-

teten von tief empfundener Beschämung, zahlreichen Erniedrigungen und Beschimpfungen – vor anderen Kindern und dem Personal. Außerdem berichteten Betroffene von Kennzeichnung und Verhöhnung, Medikamentierung, körperlicher und psychischer Misshandlung und viele erlebten ihren Aufenthalt auf der Kinderbeobachtungsstation als traumatisches Erlebnis.

Die Erzählungen offenbarten, dass sich psychische, physische, sexualisierte und strukturelle Gewalt in den alltäglichen Abläufen der Station vollzog. Die Betroffenen erinnern sich kaum an Therapien, umso mehr an Beobachtung und Testung, Beschämung und Demütigung, Schläge und medikamentöse Ruhigstellung – auch in Form von Spritzen. Einige der befragten Betreuungspersonen erwähnten, dass nach ihrem Eindruck häufig Medikamente zur Sedierung und Bestrafung verabreicht worden wären. Die Kinder empfanden sich zu einem Objekt degradiert und in Vorlesungen zur Schau gestellt, behandelt als kranke, minderwertige und abnorme Menschen. Ihre Beschreibung als »debile«, »neurotische«, »pathologische«, »kriminelle« und/oder »unerziehbare« Mängelwesen, die die Betroffenen den Akten nachträglich entnehmen konnten, erfüllte sie (wie auch aus Aussagen von später involvierten PsychotherapeutInnen und PsychiaterInnen hervorging) mit Trauer und Wut, vereinzelt immer noch mit Selbstzweifel und Schuldgefühlen. In Maria Nowak-Vogl erkennen sie jene Person, die ihr weiteres Leben nachhaltig zum Schlechten beeinflusst hat, insbesondere durch ihre Überstellung in ein Heim oder auf einen Pflegeplatz der Gewalt.

Als unangemessen und unvertretbar beurteilte die Kommission die Gabe des Präparat »Epiphysan« insbesondere bei Kindern und Jugendlichen zur Behandlung sogenannter Hypersexualität. Allerdings konnte sie feststellen, dass das Präparat mit höchster Wahrscheinlichkeit keine Wirkung und auch keine schädlichen Nebenwirkungen hatte.

Das heutige medizinische Fach »Kinder- und Jugendpsychiatrie« existierte in der Zeitspanne der beruflichen Tätigkeit von Maria Nowak-Vogl noch nicht. Ein solches entwickelte sich während ihrer Tätigkeit erst langsam. Am Anfang dieser Zeitspanne gab es zwar in anderen europäischen Ländern Konturen dieses Faches – nicht aber in Österreich. 1975 wurde ein solches als Additivfach, 2007 als eigenes Fach eingerichtet. Dieser Umstand erklärt auch, warum es in dem zur Diskussion stehenden Zeitraum keine verbindlichen fachlichen Standards gab. Ende 2013 wurde an der Medizinischen Univer-

sität Innsbruck ein Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie geschaffen. In Zukunft soll der Auf- und Ausbau einer zeitgemäßen kinder- und jugendpsychiatrischen Versorgung nachdrücklich verfolgt werden.

In ihren abschließenden Empfehlungen weist die Medizinisch-Historische Expertinnenkommission insbesondere auf folgende Punkte hin:

Kindern und Jugendlichen, die auf Zeit oder dauerhaft nicht in und mit ihren Familien leben können, ist die größtmögliche Mitentscheidungsmöglichkeit einzuräumen, welche Form der Fremdunterbringung sie für sich als die geeignetste erachten.

Geschlossene Einrichtungen der Fremdunterbringung jeder Art sind zu vermeiden; ambulante (familien- und Kind-nahe) Hilfen sind zumindest prinzipiell stationären vorzuziehen.

Allen Kindern und Jugendlichen in forciert Fremdunderbringung soll eine nicht weisungsgebundene Beschwerdestelle (die u.a. auch in den

Einrichtungen selbst Sprechstunden hält) zur Verfügung stehen, allen MitarbeiterInnen der Einrichtung eine auch den strukturellen Gewaltpunkt mitberücksichtigende, auf Selbst-

und Institutionenreflexion setzende Supervision ermöglicht werden.

Dringend notwendig ist eine breite Vernetzung der Jugendwohlfahrt, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Kinderklinik und der freien Träger der Jugendwohlfahrt. Die Bildung einer Art Plattform könnte die Aufgabe übernehmen, eine enge Verbindung und einen fruchtbringenden Austausch

zwischen den verschiedenen Einrichtungen zu gewährleisten und Standards in Kooperation mit dem Land Tirol zu definieren.

Ein besonderes Augenmerk sollte auf die Stärkung der Präventionsarbeit gelegt werden, wofür Kooperationsmodelle zwischen Schule, Klinik und Beratungseinrichtungen auszuarbeiten sind.

Im Bereich der Jugendhilfe sowie der Kinder- und Jugendpsychiatrie müssen dringend mehr Mittel für Fortbildungen und Supervision zur Verfügung gestellt werden, ebenso für die personelle und räumliche Ausstattung.

Die Kommission forderte auch dringend weitere zeitgeschichtliche Forschungsarbeit zu den in den Nachkriegsjahren in konfessionellen, privaten und öffentlichen Erziehungs- und Kinderheimen österreichweit ausgeübten physischen, psychischen, sexualisierten, sexuellen und strukturellen Gewalten und deren weitere Aufarbeitung. In einer gemeinsamen Initiative des Landes Tirol, der Medizinischen Universität Innsbruck, der TILAK und der Leopold-Franzens Universität wurde ein Forschungsprojekt mit dem Titel »Die Kinderbeobachtungsstation der Maria Nowak-Vogl. Interdisziplinäre Zugänge«, das die Thematik weiter behandeln soll, initiiert und finanziell unterstützt.

Ein besonderes Augenmerk sollte auf die Stärkung der Präventionsarbeit gelegt werden.

DER AUTOR



FOTOGRAFIE: © MUI

UNIV. PROF. I.R. DR. GÜNTHER SPERK

Univ. Prof. Dr. Günther Sperk dissertierte am Institut für Biochemie der Universität Wien. 1991 wurde er zum ao. Professor für Biochemische Pharmakologie ernannt. 1982 übernahm Prof. Sperk die Arbeitsgruppe für Neuropharmakologie am Pharmakologischen Institut der Universität Innsbruck, dem er ab 1986 stellvertretend und von 1999 bis 2001

bzw. von 2007 bis 2011 als Leiter vorstand. Er war von 2009 bis 2013 Vizerektor für Forschung der Medizinischen Universität Innsbruck. Anfang 2012 wurde Univ.-Prof. Dr. Günther Sperk vom Rektor der Medizinischen Universität Innsbruck mit der Gründung einer medizin-historischen ExpertInnenkommission zu Maria Nowak-Vogl beauftragt.

P. Magnus Kerner OFM Cap. 1915-1990.

Die Biographie des langjährigen Direktors der »Bubenburg« zeigt auf, dass Vielfalt ein menschliches Leben weitaus besser beschreibt als Einfachheit. Eine vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck im Auftrag der Tiroler Landeshauptstadt 2013 erstellte Studie macht deutlich, wie komplex und widersprüchlich Persönlichkeiten sein können.

Der Historiker Wolfgang Weber fasst die von Sabine Pitscheider, Dirk Rupnow und Horst Schreiber erstellte Studie über Pater Magnus Kerner zusammen.

Die Studie kann im Wortlaut nachgelesen werden unter: <http://www.ibkinfo.at/upload/multifile/596813879.pdf>

»Annäherungen an biographische Wirklichkeiten – Stationen eines geistlichen Lebens«
von Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Weber MA MAS

Menschliches Leben ist Vielfalt, nicht Einfachheit. Die Persönlichkeit von Johann Georg Kerner verweist darauf. 1915 in eine Eisenbahnerfamilie in Ulm an der Donau hineingeboren, wendet er sich nicht der Sozialdemokratie zu, was angesichts seines sozialen Umfeldes die klassische Sozialisation gewesen wäre, sondern er wird mit zwölf Jahren Mitglied des Bundes Neudeutschland. Dieser war eine katholische Jugendorganisation, welche zu Beginn der Weimarer Republik gegründet wurde. Ziel des Bundes Neudeutschland war die geistige Erneuerung von Deutschland im Sinne des mittelalterlichen Ordensrittertums.

Daher wurden Mädchen wenige Jahre nach der Gründung aus dem Bund ausgeschlossen und die Organisation als Verband ausschließlich für Jungen insbesondere an Gymnasien etabliert. Neudeutschland hatte in der Zwischenkriegszeit zwischen 10.000 und 20.000 Mitglieder und war darum bemüht, die männliche Jugend an den deut-

schen Gymnasien nach christlichen Werten zu erziehen. Einfachheit, Gemeinschaft und Selbstverantwortung waren pädagogische Leitbegriffe.

Kerner besuchte in Ulm die Real- und Oberschule. Mit 17 Jahren wurde er in Imst als Novize der Kapuziner eingekleidet und erhielt den Ordensnamen Magnus. 1934 legte er das zeitliche Gelübde ab und wechselte von Imst in das private Kapuzinerseminar St. Franziskus in der Vorarlberger Landeshauptstadt Bregenz. Dieses war neben dem dortigen Kapuzinerkloster im ehemaligen städtischen Versorgungshaus untergebracht. 1924 hatte die Nordtiroler Ordensprovinz das Haus angemietet, um dort ein Internat für junge Män-

ner einzurichten, die geistliche Berufe ergreifen wollten und in Bregenz das öffentliche Gymnasium besuchten. Im Unterschied zum eigenständigen Zisterziensergymnasium Mehrerau in Bregenz gelang es den Kapuzinern nicht, eine Privatschule mit Öffentlichkeitsrecht zu betreiben. Nach zwei Jahren maturierte Kerner in Bregenz und wurde vom Orden nach Salzburg versetzt. Dort studierte er bis 1938 Philosophie und Kunstgeschichte. Nach dem »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland kam Kerner im August 1938 nach Innsbruck, wo er im Kapuzinerkloster ein hauseigenes Theologiestudium aufnahm. Ein Jahr später wurde er, obwohl Ordensmann, in die Deutsche Wehrmacht eingezogen. Als Soldat war Kerner durchaus »erfolgreich«. Bei Kriegsende rüstete er im Rang eines Unteroffiziers ab. 1943 war er wie 2,7 Millionen andere Soldaten der deutschen Streitkräfte mit dem Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet worden. Damit wurden militärische Leistungen unter Feindbeschuss gewürdigt. Im selben Jahr wurde er durch einen Rückendurchschuss ernsthaft verwundet.

Kerner kämpfte als Infanterist in der Heeresgruppe Nord in Norwegen und Finnland sowie in der Heeresgruppe Mitte in der Sowjetunion. Nach eigenen Angaben habe er sich bei Kriegsende in Bludenz in Vorarlberg, wo er in einer Genesungskompagnie stationiert war, an widerständigen Aktionen beteiligt. Bludenz war neben Langenegg im Bregenzerwald die einzige Vorarlberger Gemeinde, in der sich bei Kriegsende Einheimische mit der Waffe in der Hand gegen das NS-Regime erhoben. Eine Beteiligung von Kerner an diesen Aktionen ist nicht überliefert.

Bei Kriegsende im Mai 1945 war Kerner 29 Jahre alt. Bis dahin fand seine Sozialisation ausschließlich in männerbündischen Strukturen statt: Erst im Bund Neudeutschland, dann im Kapuzinerorden, schließlich in der Deutschen Wehrmacht. Aus dieser rüstete er ab und kehrte in das Innsbrucker Kapuzinerkloster zurück. Dort legte er im Sommer 1946 das ewige Gelübde ab, wiederholte also sein Versprechen der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit aus dem Jahr 1934 und tat damit öffentlich kund, dass er sich sein Leben lang an diese drei evangelischen Räte halten wolle. Drei Tage nach seiner Profess wurde er im Canisianum Innsbruck zum Priester geweiht. Im Sommer 1947 beendete er das ordensinterne Theologiestudium und ging in das Kapuzinerkloster nach Dornbirn in Vorarlberg. Aus dieser Zeit sind seine ersten Aktivitäten in der Jugendarbeit überliefert, er gründete einen Kinder- und Jugendchor, veranstaltete Ferienlager und arbeitete als Religionslehrer. ►

Die Vorwürfe ehemaliger Kinder der Bubenburg beziehen sich auf die Anwendung von physischer, psychischer und sexueller Gewalt.

- Inwieweit es diese Expertise war, die ihn für eine Führungsfunktion im Orden empfahl, ist nicht klar. Nach zwei Jahren in der schulischen und kirchlichen Jugendarbeit jedenfalls wurde er im September 1949 vom Orden als Leiter des Seraphischen Liebeswerkes für Nordtirol und Salzburg und Direktor des Knabenheimes St. Josef in Fügen, von ihm später in Bubenburg umbenannt, inthronisiert. In dieser Doppelfunktion blieb er bis zu seinem Tod im März 1990. Die »Bubenburg« muss – neben dem Elisabethinum – als sein berufliches Lebenswerk bezeichnet werden. Für sein Engagement dort und in der Behindertenarbeit

Die „Bubenburg“ muss als sein berufliches Lebenswerk bezeichnet werden.

erhielt er die Verdienstmedaille der Gemeinde Fügen, die Verdienstmedaille und das Verdienstkreuz des Landes Tirol und das Sozialehrenzeichen der Landeshauptstadt Innsbruck. Letzteres wurde ihm am 11. Juli 2013 aberkannt, da die eingangs zitierte Studie des Innsbrucker Instituts für Zeitgeschichte, gestützt auf Aussagen ehemaliger Kinder der Bubenburg, zum Schluss kommt, dass unter der Leitung und dem Direktorat von Pater Magnus Kerner menschenrechtliche Verstöße an den in der »Bubenburg« untergebrachten männlichen Jugendlichen begangen wurden. Dabei, so die Studie, handelte es sich nicht um Einzelfälle, sondern um systematische Rechtsverletzungen.

Die Vorwürfe ehemaliger Kinder der Bubenburg beziehen sich auf die Anwendung von physischer, psychischer und sexueller Gewalt – von Erwachsenen gegen Jugendliche sowie von älteren gegenüber jüngeren unter Duldung der Erwachsenen. Schläge bis zum Bluten und zur Bewusstlosigkeit waren ein Erziehungsmittel von Pater Magnus, von Schwester Benjamina und von einzelnen weltlichen Erziehern. Über 80 Betroffene berichteten 2010/11 über derartige physische Gewalt und psychische Erniedrigungen. Einige erzählten auch von sexueller Gewalt in Form von Vergewaltigungen, Zwang zu sexuellen Handlungen, Betatschen und Begrapschen.

Rudolf Vockner erhob kurz vor seinem Tod 2010 gegenüber Pater Magnus ebenso wie Erich Tschol im selben Jahr den Vorwurf der Vergewaltigung. Helmut Walchner erzählte, Pater Magnus habe ihn an den Genitalien gestreichelt. Ähnlich schwere Vorwürfe wurden von acht Betroffenen gegen zwei weltliche Erzieher vorgebracht. Diese beiden wurden von Pater Magnus gekündigt – allerdings nicht bei der Staatsanwaltschaft und der Jugendwohlfahrt angezeigt, wozu es eine rechtliche Verpflichtung gegeben hätte. Diese Anzeige erfolgte 2010 nach Bekanntwerden der Vorwürfe durch die aktuelle Geschäftsführung des Seraphischen Liebeswerks. Pater Magnus hatte beiden Erziehern ein positives Dienstzeugnis ausgestellt. Das ermöglichte ihnen, weiter in der Jugendarbeit zu bleiben. Einer setzte laut Studie in seiner neuen Verwendung die sexuellen Übergriffe gegen männliche Jugendliche fort.

Pater Magnus erkannte früh, dass es ein gesellschaftlicher Auftrag ist, Menschen mit Behinderungen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. Er gründete 1956 in Innsbruck das Elisabethinum, in dem zunächst Kinder und Jugendliche mit Körperbehinderungen die Schule besuchen konnten und therapeutisch begleitet wurden. Nach der Übersiedlung des Elisabethinums nach Axams wurden ab 1974 auch Erwachsene mit hohem Unterstützungsbedarf vom Seraphischen Liebeswerk betreut.

Der französische Historiker Georges Duby verwies in seinen Forschungen darauf, dass es die sozialen Strukturen sind, welche das Handeln der Menschen prägen und festlegen. Persönlichkeiten entwickeln sich in Übereinstimmung und/oder in Widerspruch mit derartigen sozialen Strukturen. Pater Magnus wählte die Variante des »in Übereinstimmung und in Widerspruch«. Er tat Gutes und Schlechtes, unter Duldung und Zustimmung der Gesellschaft, der staatlichen Aufsichtsorgane, des Kapuzinerordens. Menschliches Leben ist Vielfalt, nicht Einfalt.

DER AUTOR



UNIV.-DOZ. MAG. DR. WOLFGANG WEBER MA MAS

Univ.-Doz. Mag. Dr. Wolfgang Weber MA MAS ist Privatdozent am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und Researcher am Department für Sozial- und Organisationswissenschaften der FH Vorarlberg. Neben seiner wissenschaftlichen

Tätigkeit war er viele Jahre als Führungskraft in einer Landesverwaltung und als Projektmanager, Organisationsentwickler, AHS-Lehrer, Politischer Bildner und Sozialpädagoge tätig. wolfgang.weber@fhv.at

Warum ist es passiert?

„Was ist bei uns schon normal?“ Familienbilder in Tirol im 20. Jahrhundert.

Das »ideale Familienbild« Vater-Mutter-Kind hat nicht erst heute Konkurrenz bekommen. Schon seit den 1940er-Jahren schauten Familien oft völlig anders aus. Ökonomische Notwendigkeiten haben Familienstrukturen bestimmt und waren auch der Grund für so manche, schweren Herzens getroffene Entscheidung, das eigene Kind in ein Heim zu geben.

Christine Ascher beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit solchen Familienbildern in Tirol. Ein Auszug.

»Was ist bei uns schon normal? – Familienbilder in Tirol im 20. Jahrhundert« Ein Text von Mag^a Christine Ascher.

Die besonderen herausfordernden Bedingungen für Familien im 20. Jahrhundert haben bis heute ihre Spuren hinterlassen. Ob Pisa-Debatte, Patchworkfamilien oder Kinder mit ADHS, Familien werden gerne als Ursache für mangelnde Sozialisationskompetenz und als Erklärung für viele gesellschaftliche Probleme gesehen. Doch haben Familien nur heutzutage mit solchen Problemen und den dazupassenden »Rezepten« zu kämpfen?

»Unsere Mutter ist ja auch mit 28 Jahren Witwe geworden und nachher mit uns drei Buben alleine

gewesen ... weil heute immer gesagt wird – Vater, Mutter und Kinder, nur das ist eine Familie und jetzt ist alles zusammengemischt ...« Drei Generationen bestehend aus Großvater, dessen Tochter und Enkelin sitzen an einem sonnigen Nachmittag im Oktober zusammen am Küchentisch im Haus des Opas und unterhalten sich ca. zwei Stunden darüber, was Familie für alle drei bedeutet. Nicht nur, was Familie innerhalb der Gesellschaft sein soll, kommt zur Sprache, nein, v.a. wichtig sind persönliche Familienerlebnisse, -biografien und -erfahrungen.

Wer gehörte zur Familie? Welche Rollen gab es zu erfüllen? Wie wurden Weihnachten oder Ostern gefeiert? Wichtig wird im Gespräch das Vergangene, denn die historische Sichtweise von Familien-

bildern im 20. Jahrhundert in Tirol soll untersucht werden. Mittels narrativer Interviews konnten mehrere Drei-Generationen-Familien erzählen und erste Gesprächsergebnisse werden folgend zusammengefasst.

Die Kernfamilie bestehend aus mindestens zwei Generationen, also Vater, Mutter und Kind(er) wird durchwegs als das Idealbild angesehen, wobei aber die persönlichen Familienbiografien ganz und gar nicht diesem Bild entsprechen. Vaterlosigkeit, Pflegschaften, Stiefgeschwister und Großfamilien haben in einigen Interviews große Relevanz für die jeweilige Familiengeschichte. »Das jüngste,

„Das war dann einfach so, dass sie nicht mehr bei uns war.“

dreizehnte Kind – meine Schwester – ist nicht bei uns aufgewachsen, die ist an den Onkel und die Tante, die selber keine Kinder gehabt haben, weggeben worden.«, erzählt eine Frau über die plötzlich

vollkommen veränderte Familienstruktur Anfang der 1940er Jahre aus der ökonomischen Notwendigkeit heraus, »das war dann einfach so, dass sie nicht mehr bei uns war.« Begriffe wie »Alternative Lebensformen«, »Ein-Kind-Familie« oder im modernen Sinn »Patchworkfamilie« hatten im Verlauf des 20. Jahrhunderts ähnliche Relevanz wie heute, wenn auch aus anderen, oft wirtschaftlichen Gründen.

Besonders prägend für Familien war, wenn Krieg, Flucht oder andere krisenintensive Umstände dazu führten, dass Väter als Familienmitglieder nicht mehr anwesend waren. So wurde berichtet: »Mein Vater ist ja nicht mehr vom Krieg heimgekommen und dann haben wir selber schauen müssen, wie

wir zu Geld kommen. Dann bin ich halt mit meinen zehn Jahren auch zum Bauern zum Arbeiten und war dort einige Monate im Jahr.« Vaterlosigkeit generell wurde als enorm prägender Einschnitt in der jeweiligen Familienbiografie bewertet und hatte direkte Auswirkungen auf die soziale Stellung der jeweilig betroffenen Familie innerhalb der Gesellschaft.

In den Gesprächen mit der »Töchter-/Söhne-Generation« bekommt das Motiv der Dankbarkeit eine besondere Bedeutung, ganz egal, ob es um das Ermöglichen einer Ausbildung, um wirtschaftliche Unterstützung in bestimmten Lebensphasen oder um emotionale Begleitung beispielsweise beim Gründen einer eigenen Familie geht.

So erzählte eine Tochter ihrem Vater gegenüber sitzend: »Ich bin meinen Eltern schon sehr verbunden, dass ich in die Handelsschule hab gehen dürfen. Das war damals ja nicht selbstverständlich und alle konnten das nicht. Aber für mich war das ein guter Weg und das habt ihr mir ermöglicht – Danke, Papa!« Diese Sequenz im Interview war Motivation, lang aufgeschobene Dinge einmal anzusprechen und zum Thema zu machen.

Einige Enkel zeigten offen Bewunderung für die Leistungen ihrer Großeltern und Eltern. Hier kam deutlich zum Ausdruck, dass man Umstände wie Krieg, Aufbauzeit und Individualisierung als signifikant für die Entwicklung von Gesellschaft im 20. Jahrhundert erachtet und jeder einzelne seinen Beitrag dazu geleistet hat bzw. immer noch leistet. Familien als Keimzellen der Gesellschaft haben sowohl in der Vergangenheit als auch heute wichtige Aufgaben zu erfüllen. Die Gespräche mit den Mitgliedern der interviewten Familien verdeutlichten dies und waren v.a. bezüglich der zu untersuchenden Familienbilder sehr aufschlussreich und ungemein berührend.

DIE AUTORIN



MAG^a CHRISTINE ASCHER

Historikerin und Marketingmanagerin, arbeitet derzeit an einer Dissertation zu »Familienbilder in Tirol im 20. Jahrhundert« unter Zuhilfenahme von Drei-Generationen-Interviews.
christine.ascher@chello.at

Gegessen wird, was auf den Tisch kommt. Tirol einst und jetzt.

Was war das für eine Gesellschaft, was waren das für Menschen, die Gewalt an Kindern in diesem Ausmaß zuließen oder sogar selbst ausübten? Diese Frage hört man heute oft. Eine Antwort lautet: Es waren halt andere Zeiten. Aber was für Zeiten waren das denn, in den 1950er- und 1960er-Jahren in Tirol? Ein Blick zurück vom Wirtschafts- und Sozialgeschichtler Josef Nussbaumer, der die enormen Veränderungen skizziert, die Tirol seit den 1950er-Jahren erfahren hat.

»Vom Elend zum Wohlstand – Tirol seit Ende des II. Weltkrieges.« Eine Skizze von Univ.-Prof. Dr. Josef Nussbaumer.

Im Mai 1945 endete in unseren Breitenkreisen der Zweite Weltkrieg. Damit war das Leid der Tiroler Bevölkerung aber nicht schlagartig beseitigt. Denn auch in der Folgezeit gab es noch sehr karge Jahre. So konnte etwa den Menschen in Innsbruck in den Sommermonaten 1945 nicht einmal 1.000 Kcal pro Tag und Kopf zugewiesen werden. Lebensmittelmarken gab es immerhin noch bis 1953.

Wie heißt es immer wieder: Der Krieg geht, der Hunger bleibt! Noch Anfang der 1950er Jahre (1951/1952) gab es in Tirol wegen Fleischmangels »fleischlose« Tage, das heißt, es gab Tage während der Woche, an denen die Metzgereien gewisse

Fleischsorten nicht verkaufen durften. Knapp waren damals aber nicht nur die Nahrungsmittel, sondern Wohnungen, Energie, ja praktisch *alles*, was man zum täglichen Leben und Wirtschaften brauchte. Die Tiroler Nachkriegsgesellschaft kann man als eine Knappheitsgesellschaft par excellence bezeichnen. Dass in solchen Zeiten auch die Kriminalität und Illegalität zu neuen Blüten sich entwickeln, darf nicht verwundern. Gestohlen wurde praktisch Alles, was nicht niet- und nagelfest war.

Zum Nachkriegsboom

Heute ist dies Alles vergessen, ja man kann sich in die Nachkriegszeit praktisch nicht mehr hinein-denken. In den 1950er Jahren begann still und leise ein Wirtschaftsboom, den damals *niemand* in dieser Form vorausahnen konnte.

Mit nur wenigen Beispielen und Skizzen soll dies dokumentiert werden:

Knapp waren damals aber nicht nur die Nahrungsmittel, sondern praktisch alles, was man zum täglichen Leben brauchte.

1.— Die alte *Landwirtschaftsstruktur* zerbrach. So ist etwa die Anzahl der Vollerwerbsbauern von knapp 18.000 auf heute rund 4.000 gesunken, nicht einmal ein Prozent trägt heute die Land- und Forstwirtschaft zu Bruttowertschöpfung des Landes noch bei.

2.— Obwohl in der Landwirtschaft zehntausende *Arbeitsplätze* verloren gingen, stieg die Beschäftigung seit 1950 enorm. Waren 1950 erst 103.000 Menschen unselbständig beschäftigt, so verdreifachte sich diese Zahl bis heute, ja die Anzahl der Frauenbeschäftigung stieg sogar um das Vierfache. Und noch eine Fußnote sei erlaubt. Während es in den 1950er Jahren praktisch noch keine »Gastarbeiter« gab, sind es heute weit über 50.000.

3.— In den 60 Jahren seit 1950 hat sich der Tiroler *Energieverbrauch* rund verzehnfacht. 1950 war Tirol energetisch noch eine klassische Kohle- und Holzgesellschaft, heute dominiert das Erdöl. Der Verbrauch von elektrischer Energie hat sich seit 1950 knapp verachtacht.

4.— In den ersten Nachkriegsjahren gab es für den »Normalverbraucher« in Tirol nur drei *Verkehrsmittel*, den Öffentlichen Verkehr (Eisenbahn und Postbusse), das Fahrrad und die eigenen Füße. Tirol war noch eine autolose Gesellschaft, heute befahren über 366.000 einheimische Pkw die Straßen. Ein Flugverkehr war in den 1950er Jahren praktisch nicht vorhanden, heute zählt der Flughafen Innsbruck in Spitzenjahren bereits über eine Million Fluggäste.

5.— Anno 1950 zählte der hiesige *Fremdenverkehr* 2,3 Millionen Nächtigungen. 1992 waren es mit fast 46 Millionen beinahe 20 Mal so viele. War der Wintertourismus 1950 noch relativ unbedeutend, ist er heute der dominante Tourismuspart.

6.— Beenden wir diese kurze Skizze mit ein paar Beispielen unseres *Alltagskonsums*. Um 1950 gab es keinen Fernseher, keinen Geschirrspüler, praktisch keinen Kühlschrank, elektrische Energie war noch keine Selbstverständlichkeit in den Seitentälern, ja nur 15 Prozent der Wohnungen in Tirol hatten eine Dusche oder ein Bad und Arbeitnehmerhaushalte gaben im Schnitt 50 % (und mehr) ihres Einkommens für Nahrungsmittel aus. Dass es kaum Urlaub und zudem keinen Individualverkehr (Pkw) gab, wurde oben schon angedeutet.

In der Tat ein letztes Mal die Frage: Kann sich ein heutiger *Normalkonsument* überhaupt noch in eine solche Knappheits-Welt hineindenken?

DER AUTOR



UNIV.-PROF. DR. JOSEF NUSSBAUMER

Josef Nussbaumer ist A.Univ. Prof. am Institut für Wirtschaftstheorie, -politik & -geschichte der Universität Innsbruck. Buchveröffentlichungen der letzten Zeit: „*Unser kleines Dorf: Eine Welt mit 100 Menschen*“, (gemeinsam mit A. Exenberger und St. Neuner; Kufstein 2009, div. Auflagen, vgl.

dazu: <http://www.unserkleinesdorf.com/>) und „*Die Graphen von Tirol: Ein Bilderbuch für Neugierige*“, (gemeinsam mit St. Neuner, Innsbruck 2012; vgl. <http://www.diegraphenvontiro.com>).
josef.nussbaumer@uibk.ac.at

Soziale Arbeit in Österreich im Wandel. Vom Ehrenamt über den Beruf zur Profession.

»Wie konnte das geschehen?« Wer darauf Antworten sucht, muss den Blick auch auf die damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter lenken.

Wie waren diese Menschen ausgebildet? Wie waren ihre Arbeitsbedingungen? Mit wem konnten sie sich austauschen? Welchen Stellenwert hat die Gesellschaft sozialer Arbeit eingeräumt?

Johanna Hefel, Professorin an der Fachhochschule Vorarlberg, gibt einen Einblick in die Geschichte der Sozialen Arbeit in Österreich, die zugleich auch eine Geschichte der Frauenarbeit in Österreich ist.

»Vom Ehrenamt über den Beruf zur Profession:
Soziale Arbeit in Österreich.« Ein Text von Prof.ⁱⁿ
(FH) Mag.^a Johanna Hefel.

Die Geschichte der Professionalisierung der Sozialen Arbeit in Österreich ist eine relativ junge doch komplexe. Sie ist in ihrer Vielgestaltigkeit beeinflusst und geformt von sozialpolitischen Entwicklungen und der zunehmenden Ausdifferenzierung sozialarbeiterischer und sozialpädagogischer Aufgaben und Felder. In diesem Sinne muss Soziale Arbeit stets im Lichte und Wandel historisch gewachsener sozialpolitischer, ethisch-moralischer, ideologischer und ökonomischer Bedingungen betrachtet werden.

Soziale Arbeit ist historisch betrachtet ein klassischer Frauenberuf, der sich in vielen Ländern über das Ehrenamt entwickelt hat. So ist Soziale Arbeit von Beginn an mit der Geschlechterfrage unmittelbar verbunden.

Sozial ehrenamtlich tätige Frauen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert stammen vielfach aus dem Bildungsbürgertum. Ihnen ist der Zugang zu höherer Bildung vorerst verwehrt und

Soziale Arbeit ist historisch betrachtet ein klassischer Frauenberuf.

sie haben, aufgrund der damals vorherrschenden rigiden Rollenbilder, kaum Wahlmöglichkeiten bezüglich individueller Lebensgestaltung und politischer Beteiligung. Mit Beginn der Ausbildung und bezahlten Anstellung als Fürsorgerin zu Beginn des 20. Jahrhunderts eröffnet sich für Frauen zunehmend die Möglichkeit eines neuen Lebensentwurfs jenseits von Ehe, Mutterschaft oder Kloster.

Bürgerliches Frauenleben ist geprägt von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der Moderne, nämlich dass den Frauen die so genannten Reproduktionsarbeiten, das heißt Hausarbeit, Erziehen und Pflegen, zukommen, die primär im

Privaten und somit unbezahlt stattfinden. Männer hingegen gehen der Existenzsicherung, also der bezahlten Erwerbsarbeit im öffentlichen Raum nach. Die den Frauen überlassene unbezahlte Reproduktionsaufgaben werden als natürlich weiblich vorausgesetzt.

Mit der Erklärung der so genannten »geistigen Mütterlichkeit« setzt die bürgerliche Frauenbewegung hier an. Diese Zuschreibung dient unter anderem dazu, die ausdrückliche Eignung von Mädchen und Frauen für die gesellschaftliche Fürsorge herauszustreichen. Dies hat wohl maßgebend dazu beigetragen, dass Soziale Arbeit als spezifisch weibliches und vorerst unpolitisches Arbeitsfeld betrachtet wird, mit den damit verknüpften Rahmenbedingungen wie geringe Bezahlung, geringe Aufstiegschancen usw.

Im Kontrast dazu steht die sozialdemokratische, proletarische Arbeiterinnenbewegung, welche sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts formiert hat und für Rechte von Frauen (Recht auf Bildung, Wahlrecht, gleiche Bezahlung, u.a.) und gegen Diskriminierung einsteht.

Hinsichtlich sozialpolitischer Haltung und Werte sind Fürsorgerinnen in Österreich demnach keine homogene Gruppe, sie haben durchaus unterschiedliche Positionierungen. In diesem Spannungsfeld fördern Frauenbewegungen das Engagement von Frauen in der sich ausdifferenzierenden Armen-, Kinder und Jugendfürsorge, sind aber auch eine wesentliche Kraft hinsichtlich besserer Bildungs-, Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten und beteiligen sich aktiv an der Verberuflichung und Professionalisierung Sozialer Arbeit.

Das Fürsorgewesen in Österreich hat sich im Gegensatz zu anderen Ländern, wie etwa Deutschland, Großbritannien und den USA, aus drei Strängen entwickelt:

Der *Armenpflege* (der späteren, allgemeinen Fürsorge und heutigen Sozialhilfe), der *Jugendfürsorge* (heutige Kinder- und Jugendhilfe) und der *Gesundheitsfürsorge*. Was wir aktuell unter Sozialer Arbeit verstehen, nämlich eine wissenschaftsbasierte fundierte Ausbildung mit theoriegeleitetem Wissen und Kompetenzen sowie entsprechender professioneller Praxis, beginnt mit der Gründung der ersten zweijährigen Ausbildungseinrichtung durch Ilse Arlt, genannt »Vereinigte Fachkurse für Volkspflege« im Jahr 1912 in Wien. Ilse Arlt, die in zahlreichen Schriften eine differenzierte Lehre menschlicher Bedürfnisse entwickelt, und als Theoretikerin und Praktikerin der Sozialen Arbeit der ▶

- ersten Stunde gilt, versteht Fürsorge als angewandte Armutsforschung. Sie ist eine Pionierin der Sozialarbeitsausbildung und Sozialarbeitsforschung in Österreich. Sukzessive entstehen in den Jahren 1912 bis 1926 vorerst in den östlichen Bundesländern die ersten »Fürsorge- und Frauenschulen.«

Neben der christlichen Armenfürsorge, welche bei kirchlichen Trägern und Institutionen eine jahrhundertelange Tradition hat, basiert die freiwillige ehrenamtliche Armenpflege bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf dem Prinzip der Individualität – von Männern geleitet und organisiert. Zu-

Disziplinierung und Überwachung sind zentrale Elemente der Fürsorge.

nehmend wird das Potential von bürgerlichen Frauen in der Fürsorge entdeckt, nicht nur als ehrenamtlich Tätige, sondern auch als Berufstätige, sowohl in privaten Vereinen als auch in

der kommunalen Fürsorge. 1913 werden in Wien die ersten bezahlten Berufspflegerinnen eingestellt. Die Entwicklung des Sozialstaates Österreich bedeutet für die Soziale Arbeit eine zentrale Wende, nämlich der Beginn der Verberuflichung.

Das erste Wohlfahrtsamt entsteht 1921 in Wien unter dem Stadtrat Julius Tandler (1869-1936), einem Arzt und einer politisch durchaus umstrittenen Persönlichkeit. Tandler verlangt den Grundsatz der kollektiven Hilfeleistung, grenzt aber faktisch bestimmte Gruppen systematisch aus und vertritt die Position der Vernichtung von »unwertem Leben.« Tandler gründet mehrere soziale Einrichtungen in Wien (Mütterberatung, Eheberatung u.a.) sowie die öffentliche Jugendfürsorge, die heutige Kinder- und Jugendhilfe. Die Aufsicht über diese Kinder liegt bei Ärzten, die »Überwachung« bei ehrenamtlichen Fürsorgerinnen. Disziplinierung und Überwachung sind zentrale Elemente der Fürsorge und verweisen auf das Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle in der Sozialen Arbeit, dies wird als doppeltes Mandat bezeichnet. Kontrollieren und Disziplinieren als wesentliche Elemente des beruflichen Handelns prägen Soziale Arbeit nicht nur im Kontext der Kinder- und Jugendfürsorge.

Die erfolgreichen und vielversprechenden ersten Entwicklungen der Verberuflichung Sozialer Arbeit werden durch die Okkupation Österreichs durch NS Deutschland im Jahr 1938 zerstört. Der so genannte »Anschluss« führt zur kompletten Eingliederung des Fürsorgewesens in das nationalsozialistische Regime. Maßgeblichen Vertreter/innen der Sozialen Arbeit wird ein Berufsverbot auferlegt, etliche flüchten aus Österreich. Sie hin-

terlassen eine Lücke, welche nach Kriegsende nur langsam und mühevoll wieder gefüllt wird.

Der Frieden und die wiedererlangte staatliche Souveränität führen nach und nach zur Stabilisierung der wirtschaftlichen Lage in Österreich und zur Wiederaufnahme der Berufsausbildung. Die Fürsorgerinnenschulen werden zu »Lehranstalten für gehobene Sozialberufe.« Mädchen und Frauen haben nun mehr Möglichkeiten ihr Leben zu gestalten und öffentlich mitzuwirken. Soziale Arbeit bleibt nach wie vor ein Frauenberuf, jedoch nicht ausschließlich. Zunehmend absolvieren auch Männer die Ausbildung, wobei Frauen nach wie vor die deutliche Überzahl bilden.

Die Ausdifferenzierung des Wohlfahrtsstaates Österreich als auch der wirtschaftliche Aufschwung führen zu richtungsweisenden Veränderungen in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit. Teils kehren vom Nationalsozialismus Vertriebene aus den USA und Großbritannien zurück und machen neue Methoden, wie etwa Case Work, durch Lehrtätigkeit in Österreich bekannt.

Länderübergreifende politische Entwicklungen und Geschehnisse wie die 1968er Bewegung und die zweite Welle der Frauenbewegung befördern eine Abkehr von der primär medizinischen Orientierung der Sozialen Arbeit. Massive Kritik an Machtverhältnissen, Institutionalisierung der Sozialen Arbeit und das Infragestellen der Geschlechterrollen und Geschlechterverhältnisse prägen diese Jahre. Soziale Arbeit in der Praxis und auch die Ausbildungsinhalte verändern sich deutlich. Kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Berufsstand und der jüngeren Geschichte der Sozialen Arbeit finden statt. Soziale Arbeit wird politisch, zivilgesellschaftliche Themen werden berücksichtigt, viele Sozialarbeiter/innen engagieren sich politisch, solidarisieren sich mit ihren Klientinnen und Klienten und so sind diese Jahre gezeichnet von Auseinandersetzungen und Verhandlungen um strukturelle, aber auch institutionelle und methodische Veränderungen in den sich ausdifferenzierenden Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit.

Dies hat auch auf die Ausbildung Auswirkungen, Mitte der 1980er Jahre findet eine erneute Umbenennung und Neuausrichtung der Ausbildung in Österreich statt: Die »Akademien für Sozialarbeit« werden erst zu zweijährigen, dann zu dreijährigen postsekundären Ausbildungseinrichtungen. Seit 2001 werden Sozialarbeiter/innen in Österreich an Fachhochschulen ausgebildet. Basis dafür ist die Vereinheitlichung des europäischen

Bildungsraums, welche unter dem Begriff »Bologna-Deklaration« bekannt ist. Die Verankerung im tertiären Bereich ermöglicht Sozialarbeiter/innen eine europaweit anerkannte akademische Ausbildung, die bei der Einführung zu kontroversen Diskussionen in der Sozialwirtschaft führte. Die Skepsis, dass das Studium zu theorie-lastig sei und die Absolvent/innen den Praxisbezug verlieren, bestätigt sich nicht. Im Gegenteil: Eine enge Verknüpfung von Theorie und Praxis und die Fähigkeit, anstehende Aufgaben auf Basis des aktuellen Standes der Wissenschaft zu lösen sowie das eigene Handeln kritisch zu reflektieren, sind explizite Ziele des Studiums der Sozialen Arbeit und im Fachhochschulstudiengesetz festgehalten.

Im 20. Jahrhundert verändert sich sowohl das Bild von Frauen als auch das der Sozialen Arbeit wesentlich. Die Entwicklung der Sozialen Arbeit vom weiblichen Ehrenamt über den mühsamen Weg der Verberuflichung hin zur Profession ist eng verknüpft mit der Emanzipation der Frau und der Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse. In diesem Sinne ist Soziale Arbeit als Praxis und Ausbildung ein dynamisches Feld, da sich Gesellschaft stets verändert.

DIE AUTORIN



MAG.ª JOHANNA HEFEL

Mag.ª Johanna Hefel, DSA ist seit 2003 Professorin an der Fachhochschule Vorarlberg, zuvor Sozialarbeiterin in mehreren Feldern der Sozialen Arbeit; Forschungsschwerpunkte: Professionalisierung der Sozialen Arbeit, Sterben und Tod, Soziale Arbeit und Gesundheit, Rekonstruktive Sozialarbeits-

forschung, Autoethnographie. Gründungs- und Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit; Mitglied in nationalen und internationalen Fachgremien der Sozialen Arbeit. johanna.hefel@fhv.at

LITERATUR

BITTNER, BARBARA (2010): „Die Entwicklung der Ausbildungsstrukturen in der Sozialen Arbeit in Österreich und deren Auswirkungen auf die AdressatInnen Sozialer Arbeit.“ In: BRANDSTETTER, MANUELA; MONIKA VYSLOUZIL (Hrsg.): „Soziale Arbeit im Wissenschaftssystem. Von der Fürsorge zum Lehrstuhl.“ Wiesbaden: VS Verlag. S. 225-242.

BITZAN, MARIA (2005): „Geschlechterverhältnis und Soziale Arbeit.“ In: ENGELFRIED, CONSTANCE (Hrsg.):

„Soziale Organisation im Wandel. Fachliche Ansprüche, Genderperspektive und ökonomische Realität.“ S. 81-100.

PANTUCEK, PETER (2005): „Soziale Arbeit in Österreich.“ In: KREFT, DIETER; INGRID MIELENZ (Hrsg.): „Wörterbuch Soziale Arbeit.“ Weinheim, München: Juventa Verlag. S. 796-801.

SCHEIPL, JOSEF (2001): „Soziale Arbeit in Österreich.“ In:

OTTO, HANS-UWE; HANS THIERSCH (Hrsg.): „Handbuch Soziale Arbeit.“ 4. Völlig neu bearbeitete Auflage. München, Basel: Reinhardt. S.1342-1348.

WOLFGRUBER, GUDRUN (2005): „Von der Fürsorge zur Sozialarbeit – Individuelle Wohltat oder gesellschaftspolitisches Engagement.“ <http://www.sozialarbeit.at/veranstaltung.php?documentation=true&detail=1>

Konfessionelle Heimerziehung. Historische Aufarbeitung jenseits von Apologie und Skandalisierung.

Der Historiker Andreas Henkelmann beschäftigt sich seit Jahren mit der Geschichte des Seraphischen Liebeswerks in Deutschland. Für dieses Magazin fasste er einen Vortrag zusammen, in dem er sich mit der Geschichte der konfessionellen Heimerziehung in der frühen BRD auseinandersetzt.

Henkelmann benennt Ursachen, die zu Gewalt und Missbrauch geführt haben und macht deutlich, dass kirchliche Internate und Schulen als Teil der staatlichen/öffentlichen Erziehung keine Sonderstellung innehatten, sondern vielmehr Teil der »verspäteten Modernisierung« von öffentlicher Erziehung waren.

»Konfessionelle Heimerziehung in der frühen BRD – Perspektiven und Probleme der Geschichtsschreibung.« Ein Text von Dr. Andreas Henkelmann.

Im Jahr 2006 setzte eine breite Diskussion über die Geschichte der konfessionellen Heimerziehung in der frühen BRD ein. Ausgelöst wurde sie vor allem durch Publikationen des Journalisten Peter Wensierski. Sein in diesem Jahr erschienenes Buch *»Schläge im Namen des Herrn«* nimmt die These im Titel schon vorweg: Die Heimkinder wurden in einem religiösen Zwangssystem erzogen. Systematische Quälereien waren an der Tagesordnung. Zudem wurden die Kinder und Jugendlichen finanziell ausgebeutet, da ihre Arbeit oftmals un- oder zumindest unterbezahlt blieb. Öffentlicher Druck¹ führte dazu, dass eine Reihe von differenzierten historischen Untersuchungen in Auftrag gegeben wurde, ohne dass mit ihrem Erscheinen alle Fragen geklärt werden konnten. Dies hängt v.a. damit zusammen, dass sich einige Zusammenhänge als vielschichtig und mehrdeutig herausstellten.

Gut verdeutlichen lässt sich dies an den Erinnerungen von Resi Röder an ihre Zeit in verschiedenen Heimen im Rheinland während der 1950er Jahre.² Der Grundtenor fällt äußerst negativ aus. An Brutalität stechen besonders zwei Ordensschwestern hervor. So wurde Röder in einem Heim, in dem sie eine Haushaltungsschule besuchte, von einer Ordensschwester brutal verprügelt, als sie auf eine Arbeitsanweisung mit Widerwillen reagiert hatte. Zudem wurde sie auch psychisch gedemütigt. Man kann Röders Erinnerungen als Beleg für die Existenz einer Schwarzen Pädagogik sehen, also einer Pädagogik, die ausschließlich auf Gewalt und Unterdrückung setzt.

Interessanterweise erzählt Röder aber auch von Ordensschwestern, die den Mädchen anders begegneten. Eine Schwester Johanna, die Röder als

»gute Gruppenschwester« (Röder, S. 227) bezeichnet, brachte den Mädchen heimlich das Tanzen bei. Auch der Sportunterricht in einem Heim gefiel ihr genauso wie das Singen im Chor und das Malen bei einer anderen Schwester. Ausführlich und äußerst positiv berichtet Röder über eine mehrtägige Fahrt mit zwei jungen Schwestern, welche die Mädchen – entgegen der sonst üblichen fast permanenten Überwachung – auch stundenweise alleine gehen ließen. Geht man allein von Röders Erinnerungen aus, wird deutlich, dass einfache Erklärungsmuster oft nicht ausreichen. Wenn man versuchen möchte, entsprechende Ambivalenzen zu deuten, empfiehlt sich ein multiperspektivischer Zugang. Drei in ihrer Perspektivierung höchst unterschiedliche Ansätze sollen im Folgenden skizziert werden, um mögliche Verständnishorizonte zu eröffnen.

Verspätete Modernisierung: Das System der öffentlichen Erziehung in der frühen BRD

Auch wenn im Mittelpunkt der Diskussion die konfessionelle Heimerziehung steht, bleibt doch festzuhalten, dass diese als Akteur der öffentlichen Erziehung handelte. Dies lässt sich gut an der Fürsorgeerziehung zeigen. 1900 im Deutschen Reich eingeführt, besagte das Fürsorgeerziehungsgesetz, dass Minderjährige, die verwahrlost sind oder in Gefahr stehen zu verwaarloosen, in öffentliche Erziehung aufzunehmen sind. Viele Befürworter dieses Gesetzes betonten v.a. in Abgrenzung zur Bestrafung durch einen Gefängnisaufenthalt den Erziehungscharakter als entscheidendes Anliegen. Faktisch handelte es sich allerdings um eine Maßnahme, die auch mit Zwang durchgesetzt werden konnte, und entsprechend wurde sie von vielen Minderjährigen wahrgenommen – entgegen den großen Reformversprechen war die Fürsorgeerziehung bereits wenige Jahre nach ihrer Einführung äußerst umstritten. Trotzdem wurde das Gesetz auch in der frühen BRD lediglich modifiziert, aber nicht grundlegend geändert.

Unter welchen Bedingungen erfolgte nun ihre Umsetzung in dieser Zeit? Hier bietet sich als ein aussagekräftiges Beispiel das Landesjugendamt Rheinland an.³ Im Rheinland wie auch in allen anderen überwiegend katholischen Regionen erbaute es bzw. die Vorgängerbehörde nur wenige eigene Häuser und verließ sich damit v.a. auf die Kooperation mit konfessionellen Organisationen. Während der 1950er und 1960er Jahre waren so rund 75 % der Minderjährigen in Fürsorgeerziehung, die in Heimen untergebracht waren, in konfessionellen Einrichtungen. ►

- Man kann nun gut erkennen, dass während der 1950er Jahre im Zuge des Wirtschaftswunders eine Modernisierung der öffentlichen Erziehung im Rheinland einsetzte, und zwar über eine rege Bautätigkeit. So konnten Schlafsäle verkleinert, Freizeiträume und auch Sportanlagen eingerichtet werden. Allerdings hielten diese Maßnahmen mit

Die ausgeprägte Sorge, sündhaftes Verhalten schon im Keim ersticken zu müssen, führte zu einer äußerst misstrauischen bis ablehnenden Einstellung zu Emotionen aller Art.

den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen nicht Schritt. Vor allem während der 1960er Jahre lässt sich beobachten, dass der Bedeutungsschub von postmateriellen Selbstentwertungswerten die Heime unter enormen Druck setzten. Damit ergaben sich neue Konfliktzonen um Fragen wie: Durften

Mädchen rauchen? Und wenn ja, wann und wie oft? Durften sie sich schminken? Wie lange durften sie ausgehen, welche Musik hören?

Diese Fragen überforderten viele Einrichtungen und ihr Erziehungspersonal, das in den konfessionellen Heimen fast ausschließlich von religiösen Gemeinschaften gestellt wurde. In der Folge implodierte das System der öffentlichen Erziehung bereits vor den Heimrevolten 1969, wie sich an der großen Zahl von Fürsorgezöglingen zeigen lässt, die das Landesjugendamt nicht mehr unterzubringen vermochte.

Zwischen Gotteskindschaft und Askese: Die Spiritualität der Ordensschwwestern

Gerade mit Blick auf die Ordensschwwestern ist eine weitere Perspektivierung nötig, und zwar der Blick auf ihr religiöses Selbstverständnis. Hierzu hat die niederländische Forscherin Annelis van Heijst wichtige Überlegungen angestellt, indem sie auf Ambivalenzen in der Spiritualität der Kongregationen der Armen Zusters van het Goddelijk Kind und ihre Auswirkungen auf den Erziehungsstil hinweist.⁴ Einerseits erkennt sie in der Frömmigkeit der von ihr untersuchten Kongregation ein enormes Potential an Solidarität für Menschen in Not, da durch das Motiv der Gotteskindschaft über die Vorstellung einer spirituellen Verwandtschaft ein besonderes Näheverhältnis aufgebaut wurde. Andererseits war die religiöse Gemeinschaft von einer asketischen, gegenüber der Welt als Ort der Sünde feindlich eingestellten Frömmigkeit geprägt. Privatfreundschaften unter Ordensmitgliedern oder von Ordensschwwestern mit einem Zögling

waren nicht gestattet. Über aufopfernde Arbeit sollte die Ordensfrau am Sühneopfer Christi Anteil nehmen. Dies bewirkte eine große Wertschätzung des Leidens und nach Einschätzung von van Heijst auch eine gewisse Indifferenz gegenüber Schmerzerfahrungen der Heimkinder.

Diese Ambivalenz spiegelt sich auch in den Erziehungsgrundsätzen von 1869 wider. Einerseits wird so etwa festgehalten, dass Bestrafungen zurückhaltend ausgeübt und auf mögliche Konsequenzen im Verhalten der Kinder geachtet werden soll. Andererseits zeigt sich ein dualistisches Weltbild. Die Vorrangstellung der Seele vor den leiblichen Bedürfnissen sowie die ausgeprägte Sorge, sündhaftes Verhalten schon im Keim ersticken zu müssen, führten zu einer äußerst misstrauischen bis ablehnenden Einstellung zu Emotionen aller Art. Das Moment der Distanz spielte eine große Rolle. Die Ordensschwwestern durften untereinander keine Freundschaften pflegen, all ihre Anstrengungen sollten stattdessen auf die Gottesliebe gerichtet sein. Diese Haltung wurde auch von den Heimkindern erwartet.

Diese Ambivalenzen prägten auch noch 100 Jahre später den Erziehungsstil, wie sich an den Interviews, die van Heijst mit Ordensschwwestern führte, zeigen lässt. So berichtete eine Ordensschwester über ein Problem, das sie als junge Ordensschwester hatte, nämlich die Frage, ob sie ein Kind auf den Schoß nehmen durfte. Nach langem Abwägen entschied sie sich schließlich dafür. Damit ist eine dritte Perspektivierung angesprochen.

Heimerziehung als personales Geschehen

Diese Perspektivierung findet sich auch in den Erinnerungen Röders wieder, die sowohl ihre positiven wie auch ihre negativen Erfahrungen an die Zeit im Heim immer in Bezug zu einer konkreten Person bringt. Genauer untersucht worden ist die Frage nach der Bewertung eines Heimaufenthaltes in Abhängigkeit davon, ob die oder der Befragte dort eine Bezugsperson fand, von dem Erziehungswissenschaftler Klaus Esser.⁵

Er verschickte an 1.550 ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner von sechs in Nordrhein-Westfalen gelegenen stationären Einrichtungen, darunter vier Kinder- und Jugenddörfern, einen umfangreichen und detaillierten Fragebogen. 344 Rücksendungen konnten ausgewertet werden, wobei auf diese Weise Erinnerungen zwischen 1949 und 1970 eingefangen wurden. Dabei fiel das Gesamturteil erstaunlich positiv aus – nur

3,6 Prozent bewerteten den Lebensabschnitt mit »sehr schlecht«, 4,8 Prozent mit »schlecht«, 6,9 Prozent mit »mittel«, 31,6 Prozent mit »gut« und 53 Prozent mit »sehr gut« (Esser, S. 386-388). Anzumerken ist, dass, wie die Umfrage zeigt, ein positives Gesamturteil auch trotz traumatisierender Erinnerungen ausgesprochen werden kann. Gerade diese merkwürdige Spannung gibt der Frage nach positiven Wirkfaktoren ein besonderes Gewicht. Als wichtigsten Aspekt führt die Studie den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen der oder dem Minderjährigen und einer Person in der Einrichtung auf, die sowohl unter Schwestern und weltlichen Erzieherinnen als auch Geistlichen, Lehrern oder sogar Hauswirtschaftskräften gefunden wurde. Die Bedeutung einer solchen positiven Beziehung zeigt sich an einer Fülle von Antworten, von denen hier nur eine kleine Anzahl aufgeführt werden kann. So nannte über die Hälfte (51,7 %) der Befragten auf die Frage nach positiven Erfahrungen eine Person, die ihnen half, ihre Heimzeit als positiv zu erleben. Erst an zweiter Stelle mit 36,7 Prozent folgen Antworten aus dem Bereich »Gruppe und Gemeinschaft«. Außerdem ist evident, dass diejenigen mit einer Bezugsperson andere Qualitätsmerkmale wie etwa die Regeln im Heim, wesentlich besser befanden als diejenigen ohne eine entsprechende Person. Auch die eingangs zitierte Frage nach der Gesamtbewertung des Heimaufenthaltes zeigt signifikante Unterschiede auf. Während die ehemaligen Heimkinder mit Bezugsperson eine Durchschnittsnote von 1,58 angaben, bewertete die Gruppe ohne eine solche Person ihren Aufenthalt mit 2,5, also rund eine Note schlechter.

Fazit

Nach nunmehr etwa acht Jahren intensiver Diskussion um die Heimerziehung in der frühen BRD ist es aktuell ruhiger geworden, auch weil die Empfehlungen des Runden Tisches und der Entschädigungsfonds so etwas wie einen öffentlichen Abschluss darstellen. Allerdings ist zu hoffen, dass es nicht zu einem Abschluss der historischen Forschung kommt, da wichtige Aspekte dieser Geschichte bislang nur randständig untersucht worden sind. Dazu zählt nicht zuletzt die Rolle der Orden. Es ist zu hoffen, dass sich die Ordensgeschichte produktiver als bislang in die Diskussion einmischt. Entscheidend, um so vielschichtige Erinnerungen wie die von Resi Röder angemessen erklären zu können, ist die Multiperspektivität: Es geht darum, die komplexe Geschichte der Heimerziehung aus verschiedenen Blickwinkeln einzufangen und zu deuten. Auf die Caritas- und Ordensgeschichte bezogen bleibt dabei zu konstatieren, dass die Wahrnehmung derjenigen, die in den Einrichtungen lebten und für welche die Fürsorge gedacht war, zu oft vernachlässigt worden ist, ihre Erinnerung ist aber für die Geschichtsschreibung unverzichtbar. Die Notwendigkeit einer solchen weitergehenden historischen Aufarbeitung jenseits von Apologie und Skandalisierung sollte gerade für die konfessionellen Organisationen außer Frage stehen – allein der eigenen Glaubwürdigkeit wegen ist sie dringend geboten.

DER AUTOR



DR. ANDREAS HENKELMANN

Dr. Andreas Henkelmann reichte 2005 eine Dissertation über *„Das Seraphische Liebeswerk und die Umbrüche im caritativen Katholizismus (1889-1971)“* an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum (RUB) ein. Er arbeitet dort als Geschäftsführer des Zentrums für ange-

wandte Pastoralforschung sowie als Wissenschaftlicher Mitarbeiter für das Projekt CrossingOver am Lehrstuhl für Kirchengeschichte II und erstellt eine Habilitationsschrift im Fach Mittlere und Neue Kirchengeschichte.

VERWEISE

1. Auf die politischen Konsequenzen kann im Folgenden nicht eingegangen werden, vgl. zum vom Deutschen Bundestag 2009 eingesetzten Runden Tisch: <http://www.rundertisch-heimerziehung.de/> [abgerufen am 14.6.2014] sowie zum auf Grundlage der Empfehlungen des Runden Tisch 2011 gegründeten Fonds: <http://www.fonds-heimerziehung.de/fonds/runder-tisch-heimerziehung.html> [abgerufen am 14.6.2014].

2. RESI RÖDER, *„Weihrauch und Bohnerwachs. Eine Jugend als Heimkind“*. Münster 2009.

3. Vgl. zum Folgenden ausführlich ANDREAS HENKELMANN / UWE KAMINSKY / JUDITH PIERLINGS / THOMAS SWIDEREK / SARAH BANACH, *„Verspätete Modernisierung. Öffentliche Erziehung im Rheinland – Geschichte der Heimerziehung in Verantwortung des Landesjugendamtes“* (1945–1972), Essen 2011.

4. ANNELIS VAN HEIJST, *„Models of Charitable Care. Catholic Nuns and Children in their Care in Amsterdam“*. 1852–2002, Leidenu.a. 2008.

5. KLAUS ESSER, *„Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung“*, Diss. päd. Köln 2010 <http://kups.ub.uni-koeln.de/3155/> [abgerufen am 31.7.2012]; stark gekürzt erschienen als KLAUS ESSER, *„Zwischen Albtraum und Dankbarkeit. Ehemalige Heimkinder kommen zu Wort“*, Freiburg i. Br. 2011.

Die Unerwünschten. Aspekte individueller und institutioneller Gewalt in Kinderheimen.

Das Kinderheim Wilhelminenberg in Wien wurde in Österreich zu einem Synonym für Gewalt in der Erziehung in nichtkirchlichen Institutionen. Die Gründe, weshalb Kinder dorthin kamen, sind vielfach dieselben, deretwegen Kinder in den 1950er- bis 1980er-Jahren in ganz Österreich der öffentlichen Erziehung überantwortet wurden: Als »unerziehbar« geltende Kinder sollten diszipliniert und zu »brauchbaren« Mitgliedern der Gesellschaft gemacht werden.

Die Politikwissenschaftlerin und Historikerin Marion Wisinger zeigt auf, dass die ursprünglich zum Schutz der Kinder geschaffenen Einrichtungen Anzeichen geschlossener Anstalten aufwiesen – und damit Gewalt und Missbrauch erheblich begünstigt haben.

*»Die Unerwünschten – Aspekte individueller und institutioneller Gewalt in Kinderheimen.«
Ein Text von Dr. Marion Wisinger.*

Der Rückblick auf die siebziger Jahre ist mit einem Lächeln verbunden. Was hat man da für Hosen getragen – und die Debatten über freie Sexualität, Frauenbewegung und antiautoritäre Erziehung, die sich auf den Sitzmöbeln des Club 2 abspielten, sind heute bestauntes Inventar der Erinnerung an diese Zeit. Die damals aus den lustvoll agierenden 68-ern heranwachsende Generation von Wickie, Slime und Paiper schien den Zwängen der miefigen Nachkriegszeit glücklich entkommen zu sein, die Ohrfeigen der Lehrer und die Haarschnitte der Großväter waren endlich Vergangenheit. Bruno Kreiskys Aufruf einer »Durchflutung aller Lebensbereiche mit Demokratie« sollte die letzten Reste einer postfaschistischen Gesellschaft entsorgen und diese der Sozialdemokratie und den Zielen der Chancengleichheit und sozialen Gerechtigkeit zutragen. Und als an einem schönen Frühlingstag 1976 einige Kinder aus städtischen Kinderheimen der Vizebürgermeisterin der Stadt Wien anlässlich ihres 50. Geburtstags ein

Was für „normale“ Kinder bis dahin Erziehungsmittel sein durfte, konnte auch „schwierigen“ Kindern in Heimen nicht schaden.

Ständchen sangen, schien die Welt in Ordnung zu sein. Die Mädchen trugen weiße Stutzen, Faltenröcke und Lackschuhe. Nach dem Festakt bedankte man sich für die Darbietung und brachte die Kinder zurück auf den Wilhelminenberg, wo sie in einem Kinderheim im

Grünen untergebracht waren. Dort gaben sie die Festtagsbekleidung im Magazin ab, schlüpfen in alte Kittelschürzen, zogen geflickte Strümpfe an Strumpfbandgürteln hoch und begaben sich in die Innenwelt einer Fürsorgeeinrichtung, aus deren Geschlossenheit nichts nach außen drang. Denn was hinter den Mauern geschah, davon nahm in

diesen Jahren niemand Notiz. Erst im Zuge des sogenannten »Heimskandals«, der die Öffentlichkeit zunächst über Missbrauch und Gewalt in kirchlichen Einrichtungen und Internaten in Kenntnis setzte, fanden auch die bisher sprachlosen Zeugen institutioneller Gewaltanwendung in Heimen zur Artikulation ihrer Erinnerung. Es entfaltete sich eine Landkarte von Einrichtungen, wo tausende Kinder im Verborgenen bis in die achtziger Jahre misshandelt wurden; mit der Überstellung in die staatlichen »Kinderbeobachtungsstellen« nahm man ihnen letztendlich die Menschenrechte Freiheit und Würde. Die fatal ineinander greifenden Systeme von Fürsorge, Justiz, Psychiatrie und Medizin bewerteten die meist aus schwierigen Familienverhältnissen stammenden Kinder als per se »geschädigt«. Nicht die sozialen Verhältnisse waren das zu behebende Problem, sondern die »Anlagen« der Kinder sollten verbessert werden. Dem zugrunde lagen die in der Wissenschaft noch tief eingewobenen erbbiologisch geprägten Denkmuster der Charakterisierung des wertvollen Individuums und des im Gegensatz dazu den Anforderungen der Gesellschaft nicht entsprechenden Menschen, dessen Kinder ihm zum Schutz der Allgemeinheit möglichst entzogen werden sollten. Diese auch oft von ihren Familien, der Schule oder den Nachbarn Unerwünschten wurden abgeholt, begutachtet, verwahrt und entsprechend behandelt. Die aufgrund der Anonymität und Hilflosigkeit der Betroffenen besonders ausgeprägten Folgen dieser Gewaltmaßnahme vollzogen sich in einem System des Schweigens, das die Akzeptanz der Gesellschaft zur Voraussetzung hatte. Der Grundkonsens der schwarzen Pädagogik, der die Legitimität der körperlichen Bestrafung durch Erziehungsberechtigte vehement verteidigte, war bis 1989 düsterer Kontrapunkt zur sonstigen Modernität der gesellschaftlichen Verhältnisse. Was für »normale« Kinder bis dahin Erziehungsmittel sein durfte, konnte auch »schwierigen« Kindern in Heimen nicht schaden. Die Behörden waren über die Zustände in den Heimen durchaus informiert, sie beschränkten sich jedoch auf die Kontrolle der Sauberkeit und vernachlässigten ihre Aufsichtspflicht, was zudem mangelnde Schulbildung sowie eine beeinträchtigte Gesundheit der »Zöglinge« mit sich brachte. Die Kinder durchliefen ihre oft über ein Jahrzehnt dauernden Heimkarrieren je nach Gutdünken der Behörden und gerieten nach ihrer Entlassung in Folge wiederum an die Ränder der Wohlstandsgesellschaft, da sie unvorbereitet aus den »Kindergefängnissen« ins Leben entlassen wurden, wo ihnen vor allem eines entgegengebracht wurde, nämlich die Ungläubigkeit über das, worüber sie berichteten. Das Eingesperrtsein im Keller, die Prügel im Waschraum, die Vergewalt- ➤

- tigungen durch Erzieher, den Aufenthalt in der Psychiatrie und die Zwangsarbeit in der Landwirtschaft. Also schwiegen sie.

Nach der Schließung der Großheime wechselten die TäterInnen den Beruf, gingen in Pension oder wurden zu Sozialpädagogen ausgebildet. Manche von ihnen arbeiteten an der Heimreform der achtziger Jahre mit, engagierten sich in fortschrittlichen Projekten oder betreuten Jugendliche in Wohngemeinschaften. Die von ihnen ehemals ausgeübte Gewalt schien vergessen zu sein, ein Symptom der alten Zeit, in die man hineingeraten war ohne eigenes Zutun. Viele erklärten ihr damaliges Handeln unter den gegebenen Umständen als verständlich und verwiesen auf die institutionellen Verhältnisse, in denen Gewaltausübung zur Disziplinierung »unerziehbarer« Kinder von ihnen verlangt und ermöglicht wurde. In der Tat wiesen die eigentlich zum Schutz der Kinder geschaffenen Einrichtungen mehrere für zu Gewalt führende Indikatoren geschlossener Anstalten auf, wie

Wo es zu starker psychischer und physischer Gewalt kam, konnten auch Sexualtäter ungestraft agieren.

kennen. Die Vorgehensweise reichte von der unangemeldeten Abholung aus den Familien, die nicht selten unter Polizeischutz erfolgte, der Entindividualisierung durch Entzug der persönlichen Habseligkeiten und Einkleidung in Anstaltsgewand, der Isolation durch

Kontaktsperre zur Familie und dem bisherigen Umfeld, der Schutzlosigkeit gegenüber Maßnahmen wie Essenszwang, Toilettenkontrolle, sportlicher Drill, Schlafentzug und mangelnde Hygiene, dem Fehlen von emotionaler Nähe, der Informationssperre durch Briefzensur bis zur Einschränkung jeglicher Außenkontakte durch hausinternen Schulbesuch. Die Reaktionen der von dieser Anhaltung betroffenen Personen waren evident und aktenkundig, nur wurden sie ursächlich nicht auf die Verhältnisse in den Kinderheimen zurückgeführt, sondern mit der »Art der Kinder« begründet, die sich in Hospitalismus, Verhaltensstörungen, Verstocktheit, Bettnässen, Lernunwilligkeit und anderen Formen des Widerstands äußerte. Diese Faktoren der totalen Entkoppelung normalen Lebens förderten das Ausmaß der Gewalt und des sexuellen Missbrauchs. Letzterer wurde durch die lange Zeit abwertende Haltung alleinstehenden Müttern und deren Nachkommen gegenüber bestärkt, denn der gebräuchliche Terminus »sexuelle Verwahrlosung«, der bereits Mädchen als gefährdete und potenziell sexuell agierende Wesen sah, rückte diese in die Nähe von »Verderbtheit«

und Prostitution und machte sie für Täter somit leichter verfügbar. Die überdies durchwegs sexualisierte Behandlung der Kinder in den Heimen äußerte sich in groben gynäkologischen Untersuchungen, demütigenden Ritualen der Sauberheitskontrolle, Schlagen auf Genitalien, Sanktionen nach dem Bettnässen, Knien im Nachthemd, Beschimpfungen als »Hure« oder kaltes Duschen. Auf die schrittweise Entwürdigung der Individuen folgte deren Stigmatisierung als Objekt sexueller Ausbeutung, dessen grundsätzliche Bereitschaft dazu ohnehin als wahrscheinlich schien.

Der allen Ebenen des Heimlebens innewohnende Gehorsam betraf jedoch nicht nur deren Bewohner, sondern auch die darin Arbeitenden. Das Schweigen über die Missstände, die Akzeptanz von Unterdrückungsmechanismen auch innerhalb der Belegschaft und das Fehlen von Widerstand aufgrund drohender Sanktionen wie unzufriedenstellende Dienstbeschreibungen bei fehlender Disziplin in der Gruppe prägten das Berufsbild der ErzieherInnen. Die Skala von leichter Gewalt bis zu schweren Exzessen mit Körperverletzung variierte je nach ausübender Person und Zeitfenster des Geschehens, wobei die Psychodynamik von Gewalt, deren Steigerung durch Vorbild und die Abhärtung durch Gewöhnung, eine entscheidende Rolle spielte. Wo es zu starker psychischer und physischer Gewalt kam, konnten auch Sexualtäter ungestraft agieren. Allgemein anerkannte Belohnungs- und Abwertungssysteme führten zur Vereinzelung von jungen oder widerständigen KollegInnen, zur Cliquenbildung der die Ordnung Erhaltenden und letztlich zum Schutz von StraftäterInnen. Bis heute wird die eigene Verantwortung und Mittäterschaft als Teil eines Gewaltsystems von den Angestellten biografiegeschichtlich ausgeblendet, viele begreifen sich als damals beschränkt Handelnde im Rahmen ihrer Möglichkeiten.

Die letztlich für diese humanitäre Katastrophe der Zweiten Republik politisch Verantwortlichen, welche durch die Besetzung der autoritär agierenden Heim-Direktionen die institutionellen Rahmenbedingungen schufen, erwarteten eine störungsfreie Verwahrung der Kinder und Jugendlichen bis zu ihrer Großjährigkeit. Wer sich nicht einfügte, wurde in strengere Heime, in Jugendstrafanstalten oder in die Psychiatrie überstellt. Fehlentwicklungen wurden nur auf Druck der Medien und der Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen, man kooperierte mit Justiz und Polizei, anstatt sich der teils schwer traumatisierten Heimkinder auf therapeutische und diese in die Gesellschaft integrierende Weise anzunehmen. Die heutigen

Versuche der Rekonstruktion individueller und institutioneller Verantwortung ergaben eine bisher bruchstückhafte Verknüpfung schmerzhafter persönlicher Erinnerungen und dem aktuellen Entstehen eines kollektiven Gedächtnisses der damals Betroffenen. Die Erinnerung an die Schicksale der aus der Mitte der Gesellschaft verbannten Kinder ist uns heute ein bedeutsamer Aspekt der Betrachtung fortschrittlich wirkender Welt, die dazu tendiert, sich der auf ihre Widersprüchlichkeiten hinweisenden Personengruppen zu entledigen. Die Aufarbeitung der Geschichte der österreichischen Kinderheime wird noch lange Zeit erfolgen müssen, auch um sich der heutigen Koordinaten des Umgangs mit Randgruppen gegenwärtig zu sein.

DIE AUTORIN



DR. MARION WISINGER

Historikerin, Politologin, langjährige Tätigkeit als wissenschaftliche Leiterin der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung und bei der Österreichischen Liga für Menschenrechte; zuletzt wissenschaftliche Koordinatorin der Kommission

Wilhelminenberg, die 2011 zur Aufarbeitung der Geschehnisse in einem ehemaligen Kinderheim der Stadt Wien eingesetzt wurde.
wisinger@aon.at

„Um aus ihnen brauchbare Menschen werden zu lassen.“

Als 2010 die ersten Berichte von ehemaligen Kindern der Bubenburg in den Medien publik wurden, begann sich auch die Wissenschaft vermehrt für die Geschichte der Bubenburg zu interessieren. Drei Diplomarbeiten sind seit 2011 am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck entstanden, die sich mit dem Heim und der Schule der Bubenburg auseinandersetzen.

Im folgenden Gespräch geben die drei Diplomand/innen einen Einblick in die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeiten.

Man wollte den Kindern helfen. Aber dann machte man aus dem Kind das Problem, aus dem Opfer wurde der Täter.

Sie alle drei haben sich für Ihre Diplomarbeiten über die Bubenburg mit bis dahin weitgehend unbearbeiteten Unterlagen und Quellen beschäftigt. Wie geht man an so eine Aufgabe heran?

BARBARA GRAMSHAMMER: Es ist ein besonderes Gefühl, wenn man mit einem ungesichteten Archiv arbeitet. Man fühlt sich wie ein wissenschaftlicher Pionier, und es ist extrem spannend. Die große Fülle des Materials, das ja nicht systematisch – also im Hinblick auf spätere wissenschaftliche Arbeiten – gesammelt worden war, hat mich dazu bewogen, den Schwerpunkt meiner Arbeit auf die Organisation und Struktur der Buben-

burg zu legen. So kann vielleicht meine Arbeit auch für weitere wissenschaftliche Werke hilfreich sein. Stichprobenartig habe ich auch persönliche Akten, also Unterlagen von ehemaligen Zöglingen der Bubenburg, eingesehen. Ich muss sagen, viele Schicksale haben mich sehr betroffen gemacht.

LINDA FOIDL: Ja, wenn man sich tagelang mit den Akten der Kinder beschäftigt, das ist bedrückend, da hab ich auch öfters schlucken müssen.

Frau Gramshammer, Ihre Arbeit trägt den Titel „Um aus ihnen brauchbare Menschen werden zu lassen“. Woher stammt das Zitat, und weshalb haben Sie es ausgewählt?

BARBARA GRAMSHAMMER: Das ist ein Zitat aus einem Schreiben einer Mutter an Pater Magnus Kerner aus dem Jahr 1948. In der Zeit nach dem Ende des zweiten Weltkriegs bis Anfang der 1950er-Jahre haben viele Eltern, besonders Mütter, für ihre Söhne aus eigener Initiative um Aufnahme in die Bubenburg angesucht. Erst danach erfolgten die Zuweisungen hauptsächlich durch das Amt

der Jugendwohlfahrt. In der Anfangszeit hatte die Tatsache, dass die Bubenburg eine konfessionell geführte Einrichtung war, für die Mütter, die sich an Pater Magnus wandten, entscheidende Bedeutung. Viele von ihnen waren Kriegswitwen, die den Lebensunterhalt für ihre Familie alleine bestreiten mussten. Es gab in Tirol so gut wie keine Kinderbetreuungseinrichtungen im heutigen Sinn, und so war die Angst groß, dass die sich selbst überlassenen Kinder vom »rechten Weg« abkommen könnten. Die katholische Einrichtung Bubenburg schien da vielen Müttern als der richtige Ort, »damit sie zu guten Menschen erzogen werden«, wie eine andere Mutter schreibt.

Frau Foidl, Sie haben sich in Ihrer Arbeit auch mit den Gründen beschäftigt, weshalb die Jugendwohlfahrt Kinder an die Bubenburg zugewiesen hat.

LINDA FOIDL: Ich habe hauptsächlich Schülerstammdatenblätter gesichtet, und die sind in den 1950er- und 1960er-Jahren nicht sehr detailliert geführt worden. Aber in den 1980er-Jahren werden die Daten immer genauer, und da wird von der Jugendwohlfahrt als einer der Hauptaufnahmegründe in die Bubenburg »Verwahrlosung« angegeben. Man muss vorsichtig in der Bewertung dieses Begriffs sein: Das Kind einer alleinerziehenden Mutter stand bis in die 1970er-Jahre unter Vormundschaft des Staates, die Jugendwohlfahrt hatte ein wachsames Auge auf diese Familien. Der Verdacht der »Verwahrlosung« stand, zumal im patriarchalen und konservativen Tirol, schnell einmal im Raum.

Wie war generell die Sicht auf die Kinder, so wie sie sich in den Unterlagen darstellt? Wie wurde damals dokumentiert?

BARBARA GRAMSHAMMER: Die externen Gutachten und internen »Erziehungsberichte«, die in den Akten enthalten sind, sprechen eine deutliche Sprache. Diese Berichte mussten der Jugendwohlfahrt auf Anforderung zur Verfügung gestellt werden. Die Sichtweise auf die Kinder war, würden wir heute sagen, nicht ressourcen-, sondern defizitorientiert. Ich interpretiere das so: Man erkannte zwar, dass die Kinder, die in die Bubenburg aufgenommen wurden, oft aus schwierigen und herausfordernden Familienverhältnissen stammten. Und man wollte ihnen helfen. Aber dann machte man irgendwann aus dem Kind das Problem, aus dem Opfer wurde quasi der Täter. Heute wissen wir: Wer Probleme macht, hat Probleme. Diese Sicht auf die gesamten Lebensumstände des Kindes, die ging irgendwann verloren. Und zwar sowohl in den Einrichtungen also auch bei den

Behörden. Übrig blieb das Kind, das stört. Und in diesem Kind, so glaubten leider viele, musste man durch Zucht und Ordnung »das Böse« bekämpfen und »das Gute« herausholen. Und da spielte auch die Religion, so wie sie damals in Tirol verstanden und praktiziert wurde, eine wichtige disziplinierende Rolle.

FLORIAN FAISSTNAUER: Für katholische Heimschulen war das charakteristisch: Die Formung der Kinder zu »sittlich-religiös gefestigten« Menschen

sollte durch das enge Zusammenspiel von Heimerziehung und Schulunterricht erreicht werden. Auch in der Bubenburg waren Schule und Heim schon durch die räumliche Beengtheit – bis 1960 war ja auch die Schule im

Schloss untergebracht – engstens verzahnt. Die Institution war, und auch das ist typisch, räumlich geschlossen, eben eine Burg. Ein externes Kontrollsystem oder externe Ansprechpartner für die Kinder oder die Mitarbeiter gab es nicht.

Woher kamen die Kinder, die in die Bubenburg aufgenommen wurden?

LINDA FOIDL: Meine Analyse der Schülerstammdatenblätter zeigt durch die Jahrzehnte, dass es weit überwiegend Kinder aus dem klassischen »Arbeiterhaushalt« – also Mutter Hausfrau, Vater Arbeiter – waren. Das ist einerseits klar, weil in Tirol die Mittelschicht und Oberschicht traditionell kaum vorhanden war. Aber andererseits stellt sich dennoch die Frage: Wo waren eigentlich die »schwer erziehbaren« Kinder aus diesen Milieus? Ist die Gesellschaft vielleicht eher bereit, solche Kinder zu integrieren, zu akzeptieren und nicht auszusondern? Finden Eltern aus einem, sagen wir Beamten- oder Arzthaushalt, andere Wege, um mit ihren »schwierigen« Kindern umzugehen?

FLORIAN FAISSTNAUER: Dazu möchte ich etwas ergänzen. Damit man versteht, was es mit diesem Begriff »Schwererziehbare« auf sich hat, muss man in dem Zusammenhang eines erwähnen: Die Denkweise der Fürsorgeerziehung in Tirol ist in der Nachkriegszeit bis in die 1980er-Jahre stark von einer Frau geprägt worden. Dr. Maria Nowak-Vogl, sie hat die sogenannte Kinderbeobachtungsstation geleitet. Sie hat als Wissenschaftlerin definiert, was ein »schwererziehbares« Kind ist und wie es zu behandeln ist. Nowak-Vogl hatte laut einem Gutachten, das ich in meiner Arbeit ausführlich zitiere, 1950 die »regelmäßige

kinderpsychiatrische Betreuung« der Bubenburg übernommen. Das Gutachten gibt einen erschreckenden Einblick in die damalige Sicht auf Kinder, die der öffentlichen Erziehung anvertraut waren.

Wie gestaltete sich die Zusammenarbeit zwischen Bubenburg und den Eltern?

BARBARA GRAMSHAMMER: Was ich dem Schriftverkehr zwischen Eltern und Bubenburg entnehmen konnte, ist ein klares Machtgefälle. Dieses Gefälle war dann besonders steil, wenn Kinder unter dem Einfluss der Jugendwohlfahrt standen. Diese Eltern waren so gut wie entmachtet. Zum Beispiel wurde die Besuchshäufigkeit von der Leitung des SLW bis in die 1970er-Jahre stark eingeschränkt, auch entgegen dem ausdrücklichen Wunsch von Eltern. Begründet wurde dies pädagogisch, zum Beispiel damit, »dass der schulische Erfolg bei den Kindern durch die Osterferien sehr beeinträchtigt wird«, wie es in einem Elternbrief von P. Magnus aus dem Jahr 1957 heißt.

LINDA FOIDL: Der Eindruck entsteht, dass man den Eltern sagen wollte: Offensichtlich könnt ihr eure Kinder nicht erziehen, also ist euch jedes Recht zur Mitsprache genommen. Eltern, denen man so begegnet, steigen natürlich nicht so leicht auf die Barrikaden für ihre Kinder.

Wie ist es den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen vor 40 oder 50 Jahren gegangen? Was können Sie uns über die Bedingungen sagen, unter denen gearbeitet wurde?

BARBARA GRAMSHAMMER: Das Bestreben war sicherlich, Gutes zu bewirken im Rahmen der damaligen Möglichkeiten. Doch gerade dieser Rahmen ist entscheidend. Und der hat einfach nicht gestimmt. Ich habe mich zum Beispiel mit den räumlichen Gegebenheiten in der Burg beschäftigt: Der größte Kinderschlafsaal umfasste noch in den 1960er-Jahren 40 Betten, der kleinste 32. Viele Räume, wie der sog. Kinderwohnraum oder der Kinderspeisesaal hatten keine Öfen. 1961 lebten zum Beispiel 110 Kinder in der Bubenburg. Für die pädagogische Betreuung dieser Kinder im Heim finden sich in den Unterlagen die Angaben von drei Patres und zehn geistlichen Schwestern. Wenn man sich vorstellt, dass diese Personen nicht entsprechend ausgebildet waren und ohne die heute üblichen Fortbildungen und Supervisionen arbeiten mussten!

LINDA FOIDL: Und die Gruppengrößen waren im Vergleich zu heute enorm: In den 1950er-Jahren traten 175 Kinder in die Bubenburg ein, in den

Ein externes Kontrollsystem oder externe Ansprechpartner für die Kinder oder die Mitarbeiter gab es nicht.

1960ern immerhin noch 132. Die Größe der Gruppe ist ein entscheidender Faktor, auch für Gewalt von Kindern untereinander. Ab einer gewissen Größe herrscht das Faustrecht des Stärkeren.

FLORIAN FAISSTNAUER: Diese prekäre Lage betraf aber nicht nur das Heim, sondern auch die Schule der Bubenburg: LehrerInnenmangel und häufiger LehrerInnenwechsel, übergroße Klassen von 40 Kindern pro Klasse und sogenannte »schwererziehbare Schüler« ... Das Seraphische Liebeswerk als Schulerhalter versuchte daher seit 1950 die St. Konradsschule in eine Sonderschule umzuwandeln, da mit dieser Umwandlung eine Verringerung der Klassengröße und eine Erhöhung der LehrerInnenanzahl verbunden war. Die Verhandlungen mit den zuständigen Behörden gestalteten sich jedoch schwierig. Erst 1955 war der

neue Status der St. Konradsschule als »fünfklassige Sonderschule für Schwererziehbare« offiziell fixiert. Und es dauerte dann noch Jahre, bis sich der Schulalltag für Kinder und Lehrer tatsächlich verbesserte.

LINDA FOIDL: Natürlich hat auch das Menschenbild der damaligen Erzieher eine große Rolle gespielt. Es war, würde ich sagen, mechanistisch. Man dachte, einen Menschen könne man reparieren, wenn man nur an den richtigen Schrauben dreht. Und das war alles andere als hilfreich.

DIE INTERVIEWPARTNER



MAG. BARBARA GRAMSHAMMER

Mag. Barbara Stolz (Barbara Gramshammer) hat ihre Diplomarbeit im November 2011 abgeschlossen. Ihre Arbeit wurde unter dem Titel „Um aus ihnen brauchbare Menschen werden zu lassen...“. Einblicke in die Struktur und Organisation des

Fürsorgeheimes ‚Bubenburg‘ zwischen 1945 und 1990“ am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck bei Univ.-Doz. Mag. Dr. Wolfgang Weber MA MAS angenommen.



MAG. LINDA FOIDL

Mag. Linda Foidl hat ihre Diplomarbeit im Februar 2012 abgeschlossen. Die Arbeit wurde unter dem Titel „Das andere Kind. Sonderschulentwicklung in Österreich unter besonderer Berücksichtigung Tirols und der soziodemographischen Erhebungen

der Schülerdaten am Beispiel der Cyprian Fröhlich Schule“ am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck bei Univ.-Doz. Mag. Dr. Wolfgang Weber MA MAS angenommen.



MAG. FLORIAN FAISSTNAUER

Mag. Florian Faisstnauer hat seine Diplomarbeit im März 2013 abgeschlossen. Seine Arbeit wurde unter dem Titel „Die katholische Privatschule Österreichs in der Zwischen- und Nachkriegszeit am

Beispiel der ‚Bubenburg‘ im Zillertal/Tirol“ am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck bei Univ.-Doz. Mag. Dr. Wolfgang Weber MA MAS angenommen.

Das Mäntelchen der Unfehlbarkeit.

Er wurde Chef im Elisabethinum, als die Schatten der Vergangenheit wieder lebendig wurden. Wie reagieren als jemand, der jung ist und Verantwortung trägt? Nämlich auch für die Vergangenheit. Reden? Schweigen? Im Heute bleiben? Zurückgehen? Verteidigen? Gestehen?

Eine Reflexion mit Klaus Springer.

schafft Bewusstsein für die Fehlbarkeit. Wenn es Menschen gibt, die aufgrund ihrer Funktion als unfehlbar wahrgenommen werden, so erhalten sie neben ihrer Funktionsmacht noch eine weitere Macht, die ihnen nicht zusteht und die missbräuchlich eingesetzt werden kann.

Was verstehen Sie unter Funktionsmacht?

Das ist jene Macht, die Menschen brauchen, um ihre Funktion gut ausüben zu können. Das können leitende Mitarbeiter in einer Organisation sein, Ausübende von bestimmten Berufen wie Arzt, Lehrer oder Erzieher oder auch Ordensangehörige, denen als Priester oder geistliche Schwester vielfach eine höhere moralische Autorität zugesprochen wird.

Und wann wird aus dieser Funktionsmacht, die man braucht, um gut arbeiten zu können, Machtmissbrauch?

KLAUS SPRINGER: Gerade in Beziehungen, in denen Abhängigkeit besteht, weil eine Person die Unterstützung einer anderen Person benötigt, ist kritisches Hinterfragen wichtig. Es braucht auch Kontrollmechanismen, die gewährleisten, dass beide Personen in ihrer Würde gleichberechtigt sind. Es wird gefährlich, wenn es so etwas wie ein Mäntelchen der Unfehlbarkeit gibt. Das meint, dass eine Person automatisch gut oder besser ist als die andere. In der Vergangenheit gab es wohl immer solche Mäntelchen: ein Ordensgewand, ein Arztkittel oder auch nur eine bestimmte Funktion, wie die der Erzieherin, des Lehrers oder des Einrichtungsleiters. Durch die Beschäftigung mit unserer Geschichte lernen wir, solche Mäntelchen zu erkennen.

Solche Mäntelchen können ganz schnell eine andere Bedeutung bekommen. Und plötzlich stehen alle, die ein Ordensgewand tragen, pauschal unter Verdacht, auch wenn sie selbst redlich, einfühlsam und verantwortungsbewusst sind.

Und heute? Ist heute alles besser?

KLAUS SPRINGER: Menschen machen Fehler, gestern, heute und in Zukunft. Wichtig ist genau dieses Bewusstsein, dass wir Fehler machen, auch sehr schlimme, und dass das jede Person treffen kann. Zugleich müssen wir auch daran arbeiten, wie und unter welchen Bedingungen wir einander vertrauen können. Denn die Arbeit mit Menschen ist in erster Linie immer Beziehungsarbeit. Und für den Aufbau von tragfähigen Beziehungen, die die Basis für Entwicklung von Persönlichkeiten sind, braucht es auch Vertrauen. ➤

Als im Jahr 2010 die ersten Berichte über gewalttätige Erziehungsmethoden in Heimen und Internaten und auch aus der Bubenburg bekannt wurden, wie ist es Ihnen da gegangen?

KLAUS SPRINGER: Fast zeitgleich mit meiner Ernennung zum Leiter des Elisabethinums wurde

bekannt, wie schlimm es in der Vergangenheit vielen Menschen in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe und in Einrichtungen für

„Ich war zunächst einfach schockiert: Das kann doch nicht wahr sein!“

Menschen mit Behinderungen ergangen ist. Ich war zunächst einfach schockiert: *Das kann doch nicht wahr sein!*

Und dann fühlte ich Betroffenheit. Die Tatsache, dass es vielen Menschen schlecht ergangen ist und dass es vielfach Unrecht gegeben hat, das hat mich auch traurig gemacht.

Wie haben Sie reagiert?

KLAUS SPRINGER: Mein erster Gedanke war: Als Führungskraft muss ich alles tun, damit heute dieses Unrecht nicht wieder passieren kann. Ich konnte mich am Anfang gar nicht so sehr auf unsere Vergangenheit einlassen, ich habe mich mit meinem Team zuerst daran gemacht, unsere Maßnahmen gegen Gewalt und Missbrauch einer genauen Prüfung zu unterziehen und Positionen und Richtlinien noch klarer auszuarbeiten. Erst dann ist es mir möglich gewesen, unsere Geschichte auch näher zu betrachten.

Was haben Sie gelernt aus dem, was heute über die dunklen Seiten der Vergangenheit des slw bekannt ist?

KLAUS SPRINGER: Mir ist klar geworden: Es ist wichtig, hinzuschauen, denn erst dieses Hinschauen

► **Wie können wir Kinder und Jugendliche stärken?**

Bildung schützt. Unsere Kinder und Jugendlichen müssen wissen, welche Rechte sie haben. Das Recht auf Selbstbestimmung und Mitbestimmung

Wir brauchen Achtsamkeit, Respekt und aufrichtige Rückmeldung.

gilt für jeden Menschen, und es ist unsere Aufgabe, dieses Recht zu fördern. Kinder brauchen externe Ansprechpersonen außerhalb von Familie, Internat oder Schule, mit denen sie

sich vertrauensvoll austauschen können. Ich bin deshalb auch sehr froh über die enge Kooperation zwischen der Tiroler Kinder- und Jugendanwaltschaft und dem Elisabethinum.

Sie haben es schon gesagt: In helfenden Berufen gibt es immer ein Machtgefälle zwischen dem, der hilft und der Person, die unterstützt wird. Wie schult und sensibilisiert das slw seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Umgang mit ihrer Macht?

KLAUS SPRINGER: Wir haben und brauchen gut ausgebildete Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Es ist wichtig, dass unsere Mitarbeiter die Möglichkeit bekommen, sich fortzubilden und sich und ihre Tätigkeit in Supervisionen zu reflektieren. Es ist aber genauso wichtig, dass wir unsere Haltung gegenüber Gewalt und Missbrauch ganz klar kommunizieren. Ich räume deshalb diesem Thema schon in den Einstellungsgesprächen viel Platz ein.

Aber Präventionsrichtlinien und Kontrollmechanismen reichen nicht aus. Wir müssen beständig an einer Kultur der Achtsamkeit zu arbeiten. Einer Kultur, in der wir einander und auch uns selbst aufmerksam wahrnehmen und uns miteinander offen über das, was wir wahrnehmen, austauschen können. In so einer Kultur wird es weniger Unrecht geben.

Wir brauchen Achtsamkeit, Respekt und aufrichtige Rückmeldung. Und wir brauchen natürlich auch die Klarheit, was erlaubt ist und was nicht und was geschieht, wenn es zu Übertretungen kommt.

DER INTERVIEWPARTNER



KLAUS SPRINGER

Klaus Springer, diplomierter Sonderpädagoge (Lehrer für Volks- und Hauptschule), war von 1995-2007 Lehrer an der Schule des Elisabethinums, von 2007-2009 Internatsleiter im Elisabethinum und hat seit 2009 die Gesamtleitung des Elisabethinums inne. k.springer@slw.at

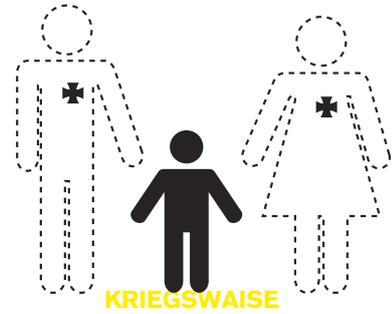


Abb. 2: Familienbiographien 1950 bis 1980 – Ideal und Realitäten

Geschlossene Systeme im Sozialbereich. Eine Einladung zu Gewalt, Missbrauch und seelischer Verletzung.

Was sind die Rahmenbedingungen, die Gewalt und Missbrauch in Heimen, Internaten und Schulen in der Zeit von 1950 bis in die 1980er-Jahre möglich gemacht haben?

Der Psychologe und Psychoanalytiker Josef Christian Aigner meint: Eine Institution braucht Offenheit nach außen, Partizipation aller Stakeholder sowie Reflexion und hohe professionelle Ausbildungsstandards, um die Gefahr von Gewalt und Missbrauch drastisch zu minimieren.

2. der Umgang mit Beziehungen, insbesondere mit dem »pädagogischen Eros«
3. Ideologie und Offenheit versus Geschlossenheit des Systems Erziehung.

»Geschlossene Systeme im Erziehungs- und Sozialbereich: eine Einladung zu Gewalt, Missbrauch und seelischer Verletzung«.

Ein Text von Univ.Prof. Dr. Josef Christian Aigner.

Die in den letzten Jahren an die Öffentlichkeit geratenen Fälle von Missbrauch und Gewalt in Erziehungsinstitutionen haben auch in Tirol viel Staub aufgewirbelt. Zu Recht empörten sich viele Betroffene, Angehörige und Mitbürger/innen über die aufgedeckten Vorkommnisse. Dabei schien es manchmal, als ginge es um eine Art »Kirchen-Bashing« was freilich eine gewisse

Was oft vergessen wird, ist der Rahmen, der solche Vorkommnisse erst ermöglicht.

Geschichtsblindheit verrät, gab es doch in der Heimgeschichte ganz wenig nichtkonfessionelle Angebote und Institutionen, sodass kirchliche Einrichtungen

natürlich die Mehrheit der Tatorte bilden. Dass körperliche und sexuelle Gewalt auch in nichtkirchlichen Institutionen vorkamen, belegen Fälle wie etwa das sozialdemokratische Vorzeige-Internat der Odenwaldschule in Hessen oder das Kinderheim Wilhelminenberg in Wien.

Auch die manchmal ins Treffen geführten Gründe – etwa eine »verklemmte« kirchliche Sexualmoral oder die erzwungene Ehelosigkeit priesterlich-klösterlicher Erzieher/innen – greifen zu kurz. Dass dabei die persönliche Biografie der Täter/innen, deren eigene Gewaltgeschichte und auch pathologische Persönlichkeitszüge eine Rolle spielen, stimmt, liefert aber dennoch keine hinreichende Erklärung der lange verheimlichten Vorfälle.

Was oft vergessen wird, ist der *Rahmen*, der solche Vorkommnisse erst ermöglicht. Hier sind meines Erachtens folgende Faktoren bedeutsam:

1. die Ausbildung – also Professionalität – des Erziehungspersonals

1.— Betrachtet man die realen pädagogischen Verhältnisse im Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen der Vergangenheit, dann handelte es sich zumeist um pädagogisch völlig unausgebildetes Erziehungspersonal. Besonders der für Professionalität unverzichtbare *selbstreflexive* Anteil, für den *Supervision* in nicht zu großen Zeitabständen unabdingbar ist, war überhaupt nicht vorhanden und kommt bis heute in den allermeisten Einrichtungen sträflich zu kurz. Politik und Verwaltung sehen immer noch zu wenig, dass dies nicht nur die Qualität erzieherischen Wirkens deutlich erhöhen würde, sondern auch die reparativen Kosten bei Misserfolgen im Nachhinein nachhaltig senken würden. Dazu kommt der *persönlichkeitsbildende Anteil* einer solchen professionellen Ausbildung: eine fundierte reflexive Haltung und Bewusstheit über die Grenzen und den Balanceakt, den Erziehung manchmal erfordert, trägt ganz wesentlich zur persönlichen Stabilisierung des geschulten Personals bei. In der von mir selbst besuchten, ebenfalls von Gewaltfällen erschütterten Internatsschule im Stift Kremsmünster in Oberösterreich waren die Erzieher allesamt unausgebildete, meist junge Patres, denen man oft 50 und mehr Heranwachsende pro Abteilung überantwortete; ein an sich schon verantwortungsloses Unterfangen. Wenn man die unglaublichen Sadismen und an die Gewaltlust manches dieser Gottesmänner bedenkt, dann wird schnell klar, dass hier auch sehr problematische Persönlichkeiten am Werk waren, die mit der Macht, die sie über die jungen Menschen hatten, offenbar nicht zurechtkamen.

Und es braucht auch kaum betont zu werden, dass die mangelnde Anerkennung, die den Erzieherberufen derzeit zukommt, keine gute Voraussetzung für die hier gestellten Anforderungen bedeuten.

2.— Dass derart unausgebildete Menschen leicht auf der Beziehungsebene versagen können, scheint einleuchtend: Kinder und Heranwachsende verstricken einen häufig auch in »kameradschaftlich« erscheinende, Nähe und/oder Bewunderung enthaltende Beziehungen. Sie erwecken bei Pädagog/inn/en oft Gefühle der Zuneigung, die wir seit Jahrhunderten in der Literatur als »pädagogischen Eros« kennen, der eigentlich die »Liebe zur Kindheit« – also nicht zu konkreten Kindern – meint und zur pädagogischen Professionalität gehört. Es zeige sich, so der österreichische Psychoanalytische Pädagoge Siegfried Bernfeld ▶

► (1892 – 1953), »... daß ein Kind allemal nur das lernt von dem Menschen, den es liebt«. Kinder, Schüler/innen und Jugendliche zu »lieben«, ist aber eine – wie die Psychoanalyse sagen würde – reife sublimierte (also nicht als sexuell erlebte) Zuwendung, die niemals zur Befriedigung der Erwachsenen führen darf. Man »liebt« ja auch seine eigenen Kinder und bewundert sie als jugendliche Heranwachsende, ohne dass dies – außer eben in Missbrauchsfällen – sexuell ausgelebt würde. Die Bewusstwerdung und Handhabung dieses pädagogischen Eros bedarf einer anspruchsvollen Ausbildungskultur, innerhalb derer die Erzieher/innen sich ihrer Gefühle bewusst werden und somit Beziehungen reflektiert steuern können.

3.— Die allermeisten Übergriffe, die in der Geschichte der Erziehung auftauchen, verdanken sich einer gewissen Ohnmacht und Wehrlosigkeit der zu Opfern gewordenen Betroffenen. Zu meiner eigenen Internatszeit wäre es beispielsweise kaum denkbar gewesen, den oftmals von der Qualität dieser katholischen Internatsschule tief überzeugten Eltern etwas über sexuelle Übergriffe von Patres zu erzählen. Und nichtsexuelle Gewalt in der Erziehung war damals ohnehin weitgehend akzeptiert. Dass dadurch die Grenze zwischen angeblich »harmlosen Tachteln« und brutalen Verletzungen schwimmend wurde, ist heute traurige Gewissheit. Diese Sprachlosigkeit der von Gewalt Betroffenen mit dem Gefühl, in einem geschlossenen System zu leben, aus dem es kein Entrinnen gibt, bezeichnen wir mit dem »Begriff der ›totalen Institution‹« (nach Erving Goffman, amerikanischer Soziologe, 1922 – 1982).

Totale Institutionen sind Systeme, in denen Kontrolle und Reglement so gut wie alle wichtigen Lebensäußerungen eines Menschen bestimmen. Als Beispiele nennt Goffman Klöster, Gefängnisse, militärische Institutionen und auch Kinderheime. Entscheidend ist dabei nicht nur die äußere Über-

wachung und Kontrolle, sondern auch *verinnerlichte Regeln und Ideologien*, wie man/frau zu sein hat, damit man in Ordnung ist – also ein Regime von Normen und Verboten.

Ich denke, dass dies erklären hilft, warum unter straffen ideologischen Regimes – egal welchen weltanschaulichen Zuschnitts – all diese Vorfälle möglich waren. Starre religiöse Glaubenssysteme, rigide Gehorsamsforderungen und starre Autoritäten lassen eine Abweichung einzelner Individuen vom »Geist« dieser Einrichtung, auch bei erlittenem Unrecht, kaum zu. Dazu gehört aber auch die ideologisch massiv aufgeladene Atmosphäre (»schlicht sexuell aufgeladen«, so ein Opfer im Spiegel) in einer »alternativen« Kaderschmiede wie der Odenwaldschule: auch dort wurden eine bestimmte Ideologie, ein Klima »freien« Sexuallebens, »liberaler« (= generationenverwischender) Lehrer/innen-Schüler/innen-Beziehungen, Ergebenheit gegenüber einem vorbildhaften »Meister« usw. zur Norm und zum Diktat. Das ist meines Erachtens jener (Un)geist, auf dessen Boden Unterwerfung und daraus folgendes Leid resultiert. Es ist nicht das erste Mal, dass im vermeintlichen hinter sich lassen alter Zwänge (etwa sexueller Repression) neue unbemerkt eingegangen wurden.

Die Lehre für die Zukunft kann nur heißen, Systeme zu öffnen: für die Partizipation der Mitglieder, deren Anverwandten, für Reflexion und Nachdenken gemeinsam mit externen Fachkräften und Supervisor/inn/en. Das sollten sich die Geldgeber etwas kosten lassen. Die Mitarbeiter/innen und die der Erziehung Anvertrauten werden es ihnen danken.

DER AUTOR



UNIV.-PROF. DR. JOSEF CHRISTIAN AIGNER

Univ.-Prof. Dr. Josef Christian Aigner, Sexualtherapeut, Psychologe und Psychoanalytiker, Leiter des Instituts für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung an der Universität Innsbruck
josef.aigner@uibk.ac.at

Was haben wir gelernt?

Aus Sicht der Kapuziner.

Im Jahr 2010 war Radoslaw Celewicz Provinzial (Ordensoberer) der österreichischen Kapuzinerprovinz. Gemeinsam mit Franz Tichy hat er im März 2010 an den ersten Gesprächen mit ehemaligen Kindern aus der Bubenburg teilgenommen, die den Wunsch hatten, von ihrer Zeit in der Bubenburg zu erzählen.

Wenige Tage später hat Radoslaw Celewicz Gedanken und Überlegungen niedergeschrieben, die die Berichte von Betroffenen von Gewalt und Missbrauch in ihm wachgerufen haben. Der Text wurde damals auf der Website des Seraphischen Liebeswerks öffentlich gemacht und ist dort bis heute, so wie auch auf der Website des Kapuzinerordens, publiziert.

Innsbruck, am 12. März 2010

Als Provinzial der Kapuziner in Österreich möchte ich eine Stellungnahme zu den Misshandlungs- und Missbrauchsfällen in der Geschichte der Bubenburg abgeben: Die Erlebnisse der Menschen, die in ihrer menschlichen Würde verletzt worden sind, machen mich traurig und entsetzt. Es ist bestürzend, dass junge Menschen, die Unterstützung und Hilfe gebraucht hätten, in der Bubenburg in eine noch größere Not gebracht wurden.

Es ist furchtbar, dass statt Verständnis, Hilfe und Förderung oft verschiedene Formen von Gewalt, Demütigungen, Erniedrigung und Überschreitungen der persönlichen Würde geschehen sind. Es hat etwas extrem Düsteres in sich, dass es unter Umständen möglich sein kann, im Namen von irgendetwelchen »höheren Werten« oder »Ideologien« den konkreten Menschen systematisch abzuwerten, und zu erniedrigen.

Da ich selbst aus einem Land komme, dass lange Zeit totalitär regiert wurde (Polen), und diese Zeit noch selber erfahren habe, kann ich es nachempfinden, was es bedeutet, einem »System« ausgeliefert worden zu sein. So ein Gefälle ist ungerecht und schlimm.

Auf das Thema Bubenburg bezogen: In der Gegenüberstellung eines erwachsenen Menschen zu einem Kind entsteht schon rein physisch ein Gefälle. Es ist schlimm, wenn es jemandem kommuniziert wird, dass er »unten« sei und nichts gilt. Und es ist sehr schlimm, wenn es einzelne Menschen und »Systeme« gibt, die dieses Gefälle missbrauchen und die Würde des Anderen verletzen oder gar zerstören.

An dieser Stelle möchte ich nur andeuten, dass es nicht nur ein Problem der Vergangenheit war, sondern auch heute noch ein Thema ist. Auch in unserer modernen Gesellschaft gibt es genug Menschen, die aus verschiedenen »Gründen« ausgegrenzt und benachteiligt werden.

Es ist schwierig, über das Vergangene (Zeitgeist, Motive, Gründe, Einstellungen) genau zu urteilen, aber es gibt Situationen, wo ein elementares Gesetz gilt: Ein Unrecht und ein Vergehen sind und bleiben Unrecht und Vergehen. Das bezeugen schlicht die Betroffenen, die daran gelitten haben. In solchen Situationen soll, so weit es noch möglich ist, durch Wiedergutmachung das Recht wiederhergestellt werden.

In diesem Kontext möchte ich noch zum Thema: »Umgang der Kirche mit dem Missbrauch« ein kritisches Wort sagen. Viele Menschen fragen sich, warum die Kirche so eine Mauer der Verschwiegenheit über die Vergehen der Kirchenmenschen eingerichtet hat und es scheinbar noch immer tut. Viele Menschen fragen sich da zurecht: »Was soll das!?!«

Meines Erachtens gibt es dafür mehrere Gründe. Einige möchte ich benennen.

Der eine Grund kann eine normale menschliche Angst und Überforderung sein, eine Schuld öffentlich auszusprechen, sie zuzugeben und Konsequenzen zu übernehmen. Darf die Angst aber ein Unrecht vertuschen oder gar rechtfertigen? Offenbar ist die institutionelle Kirche, die lange Zeit das Thema »Schuld« und »Sünde« benannt hat, unfähig geworden, zu diesem Thema einen angemessenen Zugang zu finden. Statt einen Weg vorzuschlagen und vorzugeben, ist sie selbst in eine Sackgasse im Umgang mit diesen Themen geraten.

Das Andere kann vielleicht ein polnisches Sprichwort anschaulich machen. Es besagt: »Man soll die Rosen nicht beweinen, wenn die Wälder brennen«. Die Rose kann in dem Fall für das Image der Kirche stehen; das Brennen der Wälder für das Leiden der Betroffenen. Vielleicht kommt da in etwa die Angst hoch: »Die böse Welt da draußen – die wollen uns nur schaden.« Ist das aber wirklich so? Vielleicht ist die Welt aber gar nicht so böse? Vielleicht geht es da einfach um Ehrlichkeit und auch Mut, die Dinge beim Namen zu benennen?

Wenn die Kirche hohe moralische Normen (mit Recht) benennt, sollen sie nur für andere gelten? Sollte sie sich nicht fragen: Was soll das, wenn sie sich mehr um die Rosen kümmert, während die Wälder brennen?

Ich möchte an dieser Stelle über keinen Menschen ein Urteil sprechen – das steht mir nicht zu. Ich will aber Stellung beziehen als Mensch und Kirchenmann zugleich.

Als jetziger Verantwortlicher für die Kapuziner in Österreich (seit 2007 sind wir eine Österreichische Provinz, die aus den ehemaligen Wiener und Nordtiroler Provinzen besteht) möchte ich daher für jedes Unrecht, das von der Seite der Kapuziner kam, alle Betroffenen – so weit es menschlich möglich ist – um Verzeihung bitten.

Br. Mag. Radoslaw Celewicz
Provinzial der Kapuziner in Österreich

Schweigen hilft den Täter/innen. Ein Dreischritt als Anlei- tung für die Tagesarbeit.

Was lernen wir aus unserer Geschichte? Was müssen wir heute beachten, damit unsere Klient/innen und unsere Mitarbeiter/innen bestmöglich gegen Gewalt geschützt sind?

Der Gewaltberater und Psychotherapeut Arno Dalpra bringt es auf den Punkt: Es geht um drei Dinge: Prävention – Konsequenzen – Hilfestellung. Was damit genau gemeint ist und wie wir das in unserer täglichen Arbeit umsetzen können, steht im folgenden Beitrag.

ihren »guten Ruf sorgen«. Viele Täter/innen (vor allem bei Übergriffen gegenüber Kindern/Jugendlichen) achten bei der Wahl ihres Arbeitsplatzes auf die Leitungsstruktur und den Arbeitsstil der jeweiligen Einrichtung.

Institutionen mit transparenten Leitungsstrukturen und klaren Arbeitsanforderungen bieten Mädchen und Jungen, Müttern und Vätern, aber auch Kolleginnen und Kollegen, ein relativ großes Maß an fachlicher und persönlicher Sicherheit. Diesen Institutionen fällt es weniger schwer, sich einer Vermutung von körperlichen oder sexuellen Übergriffen in den eigenen Reihen zu stellen und gegebenenfalls Grenzen zu ziehen als solchen, in denen aufgrund autoritärer Leitungsstrukturen starke persönliche Abhängigkeiten bestehen. Dort werden Entscheidungen weniger aus fachlichen Erwägungen, sondern mehr im Interesse der eigenen Machtsicherung getroffen.

In Einrichtungen mit diffusen Strukturen und einer unzureichenden Trennung zwischen beruflichen und persönlichen Kontakten laufen Täter/innen kaum Gefahr, dass die von ihnen verübten Verbrechen aufgedeckt werden. Nicht selten wechseln sie den Arbeitsplatz, wenn Institutionen ihnen wenig Spielraum für Intrigen, den Aufbau persönlicher Abhängigkeiten und sexuelle Übergriffe bieten.

Die Dinge beim Namen nennen

Solange Täter/innen keine ernsthaften Konsequenzen zu befürchten haben, werden sie kaum von ihrem Tun lassen. Die Entscheidungsträger/innen sind verpflichtet, Stellung zu nehmen und eindeutige Vorgangsweisen zu erarbeiten. Die heute praktizierte Informationspolitik mit der ausschließlichen Betonung der Persönlichkeitsrechte der Täter/innen ist zu überdenken. Die Dynamik, die sich in einer Organisation bei Bekanntwerden von z.B. sexuellen Übergriffen abspielt, kann mit der Dynamik in einer »Inzestfamilie« verglichen werden. Es wird versucht, alles zu bestreiten, zu bagatellisieren und zu beschönigen. Um die Opfer zu schützen, müssen die Prozesse transparent sein und die Täter/innen genannt werden. Es gibt wenig Literatur darüber, wie sich die Entscheidungsträger im Zusammenhang mit PSM (= Professional Sexual Misconduct) verhalten sollen. Weder blinder Aktionismus führt zu strategisch überzeugenden Lösungen, noch hilft der Grundsatz der Unschuldsvermutung, der oft in einem Nichtreagieren mündet, das von den Betroffenen dahingehend ausgelegt wird, dass die Institution den/die Täter/in schützt. ►

*»Schweigen hilft den Täter/innen, ...«
Ein Text von DSA Arno Dalpra.*

In den letzten Jahren ist das Problembewusstsein in Bezug auf körperliche sowie sexualisierte Gewaltdelikte in pädagogischen Arbeitsfeldern gewachsen. Seit Ende der 1990er Jahre wird zunehmend auch die von Frauen verübte Gewalt in Institutionen wahrgenommen. In der Diskussion über Gewaltfälle in verschiedenen Einrichtungen wurde meist versucht, die Wiedergutmachung der Taten von den Täter/innen zu trennen. Bei den Recherchen zu diesem Artikel ist aufgefallen, dass wenige Organisationen eine klare Haltung gegenüber Tat und Täter/in einnehmen. Vielmehr ist zu beobachten, dass durch die Tabuisierung des Themas von Seiten der Institutionen und Berufsorganisationen die Handlungsweise von Täter/innen gefördert wird.

Sowohl die internationale Täter/innenforschung als auch Erfahrungsberichte aus der Praxis machen deutlich, dass körperliche und sexualisierte Gewalt in Institutionen kein »zufälliges Geschehen« ist, sondern das Ergebnis eines strategischen Vorgehens: Zielgerichtet versuchen Täter/innen mit potenziellen Opfern in Kontakt zu kommen. In diesem Sinne ist die Entscheidung für eine ehrenamtliche, haupt- oder nebenberufliche Tätigkeit in pädagogischen,

medizinischen, seelsorgerischen oder therapeutischen Berufen eine »klassische Täterstrategie«. Sie suchen Arbeitsplätze in Einrichtungen, in denen die Wahrscheinlichkeit relativ gering ist, dass ihre Missbrauchshandlungen bekannt werden. Dies ist zum Beispiel bei Organisationen der Fall, die sich stark von anderen vergleichbaren Einrichtungen abgrenzen und sich in besonderem Maße um

Körperliche Gewalt in Institutionen ist kein „zufälliges Geschehen“, sondern das Ergebnis eines strategischen Vorgehens.

► **Effektives Vorgehen einer Institution**

Für eine umfassende effektive Vorgangsweise könnten Organisationen folgende vier Schritte bedenken:

- Anlaufstelle einrichten
- Berufsrichtlinie verfassen
- Vorgehensweise festlegen und Maßnahmenkatalog erstellen (somit eine Haltung gegenüber Täter/innen festlegen)
- aktive Prophylaxe betreiben

Weiters sollen sie die beiden folgenden Punkte in ihrem Reagieren berücksichtigen:

- Die Bereitschaft einer Organisation, Opfer zur Meldung zu ermutigen und den geschilderten Sachverhalt wertschätzend zur Kenntnis zu nehmen.
- Der möglichst unkomplizierte Zugang für Betroffene zu einer Anlaufstelle.

sichtigung aller relevanten Aspekte garantiert. Die gemeinsame Erarbeitung trägt wesentlich dazu bei, dass die Adressat/innen die Richtlinien auch annehmen und vertreten. Beim Ausformulieren ist auf eine inhaltlich widerspruchsfreie und kohärente Umschreibung zu achten. Die avisierten Lösungen müssen praktikabel und umsetzbar sein. Vorgesetzte und Entscheidungsträger/innen haben eine Vorbildfunktion. Das Ethos des fachlich korrekten Handelns kann nicht als bloßes Wissen angeeignet werden, sondern wird durch das praktische Vorgehen und die Haltung der Mitarbeiter/innen mitbestimmt. Die Formulierungen und Zielsetzungen sollen sich an der beruflichen Alltagsrealität orientieren und nicht unerreichbare Wünsche beinhalten. Die schriftliche Form bedingt ein verbindliches Ausformulieren und Festlegen für alle Mitglieder einer Institution, die der Institution wiederum per Unterschrift, ihre individuelle Zustimmung bestätigen. Der Text soll in möglichst einfacher und klar verständlicher Sprache abgefasst sein. Die Grundsätze sollen für alle als akzeptable Bedingungen gelten.

Zusammenfassung

Es gibt vier Arten von körperlichen/sexualisierten Übergriffen innerhalb einer Organisation:

- Übergriffe von/an Patient/innen, Bewohner/innen, Klient/innen
- Übergriffe durch Mitarbeiter/innen an Patient/innen, Schüler/innen, Klient/innen
- Übergriffe von/an Mitarbeiter/innen
- Übergriffe durch Vorgesetzte und Verantwortliche

Die Abklärung von Vorwürfen gehört in professionelle Hände. Falsche Anschuldigungen finden sich bei rund drei Prozent aller Anzeigen. Die Selbstregulation bei PSM (=Professional Sexual Misconduct) funktioniert weltweit nicht. Die »Schwarzer-Peter-Theorie« beruht auf einem verantwortungslosen, kurzfristigen Denken. PSM-Prophylaxe beruht auf dem Drei-Säulen-Modell »Prävention-Konsequenzen-Hilfestellung«. Prävention bedeutet in diesem Kontext eine Politik der offenen Türen, Ausbildung und kontinuierlichen Weiterbildung, Information für Mitarbeiter/innen und Klient/innen sowie Berufsrichtlinien. Konsequenzen meint gesetzliche Maßnahmen, administrative Maßnahmen, transparente Information, Qualitätssicherung und obligate Rehabilitation. Hilfestellung benötigen alle Involvierten: Opfer und ihre Angehörige, Täter/innen, Fachleute und Mitarbeiter/innen.

Die Abklärung von Vorwürfen gehört in professionelle Hände. Falsche Anschuldigungen finden sich bei rund drei Prozent aller Anzeigen.

Institutionen sind auf die Aussagen von Betroffenen angewiesen, wenn sie ihre beruflichen Standards durchsetzen und aufrechterhalten wollen. Nur durch konsequentes Melden sind diejenigen identifizierbar, die Gewaltschutzregeln nicht befolgen. Die Bezeichnung »Berufsrichtlinie« sollte einer Formulierung wie »ethischer Kontext« oder ähnlichem vorgezogen werden. Mit »Richtlinie« wird für alle Verbindliches ausgedrückt.

Berufsrichtlinien

Die Berufsrichtlinien müssen auf die spezifischen Bedingungen der jeweiligen Organisation zugeschnitten werden. Die Ausarbeitung soll unter Einbezug möglichst aller involvierten Mitarbeiter/innen erfolgen. Allfällige Opfer sollen einen wesentlichen Einfluss auf die Gestaltung haben oder zumindest mittels Traumahelfer/innen oder Gewaltberatungsstellen ihre Anliegen einbringen können.

Die Berufsrichtlinien sollen entwicklungsfähig konzipiert werden und flexibel sein, damit neue Erkenntnisse integriert werden können. Das Prozedere zur Anpassung sollte implizit formuliert und Bestandteil der Richtlinie sein.

Durch Einbeziehung aller Involvierten wird ein Arbeitsinstrument geschaffen, das die Berück-

DER AUTOR



DSA ARNO DALPRA

Psychotherapeut, Dipl.-Sozialarbeiter;
therapeutische Schwerpunkte: Gesprächstherapie,
Familientherapie, Gewaltberatung ©/Gewaltpädagogik;
Supervision und Systemconsulting in freier

Praxis, Mediator, Mitautor der IfS-Fachschriftreihe
„Vaaater“.
Arno.Dalpra@ifs.at

LITERATUR

TSCHAN W: „Umgang mit Tätern.“ Schweiz Ärztezg 2003

ENDERS U: „Missbrauch mit dem Missbrauch. Handwörterbuch sexueller Missbrauch.“ Göttingen, Hogrefe, 2002

ENDERS, URSULA: „Zart war ich, bitter war's. Handbuch gegen sexuellen Missbrauch an Mädchen und Jungen.“ Köln 2001.

CONEN, MARIE-LUISE: „Sexueller Missbrauch durch Mitarbeiter stationärer Einrichtungen für Mädchen und Jungen.“ In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*. (1995)

WHITE WL: „*The Incestuous Workplace. Stress and Distress in the Organizational Family.*“ Center City, Hazelden, 1997.

DI MARTINO V: „*Workplace Violence in the Health Sector.*“ Country Case Studies. Geneva, ILO, ICN, WHO, PSI, 2002.

COMMITTEE ON PHYSICIAN SEXUAL MISCONDUCT: „*Crossing the Boundaries.*“ Vancouver, College of Physicians and Surgeons of British Columbia, 1992.

ELLIOTT, MICHELLE/BROWNE, KEVIN/KILCOYNE, JENNIFER: „*Child Abuse Prevention: What offenders tell us.*“ In: „*Child Abuse & Neglect*“, Vol. 19/1995

Hoher Anspruch, grausame Wirklichkeit. Wie Krisen in sozialen Unternehmen bewältigt werden können.

Soziale Unternehmen und Organisationen im konfessionellen Bereich legen sich die moralische Latte gerne besonders hoch: Sie wollen helfen, Gutes tun, die Gesellschaft und die Menschen besser machen. Umso schmerzhafter ist es für diese Organisationen, wenn die gelebte Wirklichkeit und der verkündete Anspruch weit auseinanderklaffen.

Wie eine soziale Organisation offen, fair und konstruktiv mit Kritik und Krisen umgehen kann, schildert der Kommunikationsexperte Peter Vogler.

setzt. Das liegt unter anderem an Entwicklungen, die vor allem mit der rasant fortschreitenden Verbreitung und Nutzung des Internets bzw. den technischen Möglichkeiten des Web 2.0 zu tun haben:

1.— Derzeit sehen sich nahezu alle Wirtschaftsteilnehmer gezwungen, permanent und transparent – über die internen Anspruchsgruppen oder Kapitalgeber hinaus – zu ihren Zielen, Wertvorstellungen und das konkrete Geschäftsgebaren zu informieren. Dadurch enthält das erste Axiom Paul Watzlawicks, wonach man »nicht nicht kommunizieren« kann¹, eine neue, die ursprüngliche Bedeutung weit übersteigende, Dimension. Wer im Internet nicht vollständig und nachvollziehbar darstellt, was er vorhat und/oder macht, sendet unter Umständen automatisch die Botschaft, entweder nicht auf der Höhe der Zeit zu sein oder etwas zu verschweigen zu haben, ob dies nun den Tatsachen entspricht oder nicht.

2.— Zum anderen kann sich jede/r User/in nahezu ohne Einschränkungen technischer und redaktioneller Natur – auch unter dem Schutzmantel der Anonymität oder verdeckten Identität – weltweit zu tatsächlichen oder mutmaßlichen Vorgängen in Organisationen zu Wort melden. Dadurch wird die Ableitung aus dem 2. Axiom Watzlawicks, wonach für die Einschätzung einer Sachinformation die Frage der Beziehung zwischen den Kommunikatoren entscheidend ist², wirksam außer Kraft gesetzt. Möglicherweise zu relativierende oder unwahre Behauptungen von Wettbewerbern oder Menschen, die aus niederen oder pathologischen Motiven kommunikativ handeln, werden nicht mehr als interessegeleitet, manipulativ oder gar diffamierend entlarvt, was früher noch Hauptaufgabe redaktioneller Tätigkeit war.

3.— Dass das weltweite Internet Informationen nicht automatisch vergisst, stellt ein weiteres erhebliches Risiko für die kommunikative Steuerung dar. So bleiben beispielsweise Aussagen über eine Organisation oder Führungskräfte »ewig« im Netz, welche einseitig, verzerrend oder Tatsachen verfälschend sind, was sich dauerhaft negativ auf die Reputation und das Image auswirken kann. Dieser bisherige Treiber für organisationale Kommunikationskrisen wird nun aber durch einen Entscheid des Europäischen Gerichtshofs erheblich entschärft. Damit wird zumindest EU-Bürgern ein »Recht auf Vergessen« eingeräumt, wodurch erstmals auch die Löschung solcher Darstellungen bei einer der weltweit größten Suchmaschinen beantragt werden kann. ►

*»Wenn ein hoher Anspruch auf die raue Wirklichkeit trifft... Ethische und kommunikative Aspekte zur Bewältigung krisenhafter Situationen in sozialen Unternehmen oder Organisationen.«
Ein Statement von MMag. Dr. Peter Vogler.*

Soziale Unternehmen und Organisationen formulieren hohe Ansprüche an sich und ihre Umwelt. So paradox es klingen mag, ist dies derzeit ein Haupt-Einfallstor für krisenhafte Situationen, die moralische oder kommunikative Gründe haben. Werden nämlich Vorwürfe,

Kritiken oder Gerüchte laut, welche im Widerspruch zu den meist übers Internet weltweit kommunizierten hehren Zielen und Werten einer Organisation stehen, setzt sich zumeist sehr rasch eine öffentliche Debatte

in Gang, die insbesondere die sozial Engagierten mit voller Härte trifft. Das erklärt auch, weshalb vor allem Missbrauchsfälle in konfessionell geführten Organisationen medial eine erhöhte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, obwohl derartige Vorgänge auch in nicht-kirchlichen Institutionen in gleichem Ausmaß stattgefunden haben sollen.

Vom erhöhten Risiko organisationaler Kommunikationskrisen

Kommunikationstechnisch gesehen ist es die »Fallhöhe« zwischen formuliertem Anspruch und gelebter Wirklichkeit, welche soziale Unternehmen und Organisationen im konfessionellen Bereich besonders anfällig für öffentliche Debatten mit krisenhaften Verläufen machen. Zugleich sind heutzutage alle Unternehmen und Organisationen – natürlich auch die sozialen – insgesamt einem ungleich höheren Risiko solcher organisationaler Kommunikationskrisen ausge-

Missbrauchsfälle in konfessionell geführten Organisationen ziehen medial erhöhte Aufmerksamkeit auf sich.

► **»Verständigungsorientierung« als pragmatische Krisenbewältigung**

Angesichts dieser Herausforderungen kann eine verständigungsorientierte Führung einen wesentlichen Beitrag zur Minimierung des bereits eingetretenen Schadens für die Organisation oder die akute Krisenbewältigung leisten. Dies erfordert aber zunächst die Anerkennung aller Gruppen, die Ansprüche an die Organisation stellen oder in irgendeiner Weise vom unternehmerischen Handeln und Verhalten betroffen sind oder waren. Wichtig ist, dass dieser Ansatz die machtsstrategische Perspektive der rein betriebswirtschaftlich und damit Gewinn orientierten Stakeholder-Theorie übersteigt. Damit geraten auch jene Personen und Gruppen in den Blick, welche nicht unmittelbar, sondern indirekt Einfluss auf das Wohl und

Wehe der Organisation haben.

Dazu gehören auch Medien, für die zumeist selbst wenig auf dem Spiel steht, wenn sie zum Beispiel ne-

gativ berichten, welche aber gleichzeitig dadurch großen Einfluss auf die Handlungsspielräume und die Reputation einer Organisationen und deren Führung gewinnen können. Verständigungsorientiert zu kommunizieren hieße in dem Zusammenhang, die mediale Dynamik zu verstehen und sich innerhalb dieses Kommunikationsspiels³ pragmatisch günstig zu positionieren. Grundsätzlich sind mit dem Täter, dem Opfer und dem Retter drei Rollen zu vergeben, wobei die Kommunikationskrise gerade auszeichnet, dass einer Organisation und/oder deren Führung diejenige des Übeltäters zugeschrieben wird.⁴

Damit die Führung einer Organisation die Rolle des Täters klar abweisen kann, sollte sie strikt zwischen »Schuld« und »Verantwortung« unterscheiden. »Schuld« im juristischen Sinne stellt in unseren Breiten ausschließlich ein ordentliches Gericht fest, im moralischen kann sie eine Organisation oder Person nur selbst eingestehen. Im ersten Fall ist eine Delegation an die zuständigen Behörden notwendig, im zweiten eine rasche und vollständige Überprüfung des Handelns und Verhaltens der Organisation als Gesamteinstitution und ihrer Repräsentanten. Je schneller und nachvollziehbarer, weil zum Beispiel durch unabhängige Dritte objektiviert, diese Prüfung der Ansprüche auf Legitimität erfolgt, desto eindeutiger kann die Organisationsführung Stellung beziehen und handeln. Dies wäre dann die von der Öffentlichkeit erwartete Übernahme von Verantwortung.

Dieses rasche und konsequente Handeln schafft Vertrauen und Glaubwürdigkeit in die Führung, weil sie die Ansprüche der Stakeholder und Öffentlichkeit ernst nimmt und respektiert. Damit ist auch ein Wechsel von der Täterzuschreibung in die Rolle des Retters einer Organisation möglich, weil nur so dauerhaft Schaden von dieser abgewendet werden kann. Voraussetzung ist allerdings, dass bei der Feststellung von Missständen, je nach Situation auf organisationaler und/oder persönlicher Ebene, sichtbar Konsequenzen gezogen werden, die weitere Vorkommnisse ausschließen und ein geeignetes Versöhnungsangebot an die Öffentlichkeit darstellen, weil es ja zu Brüchen zwischen legitimen Ansprüchen von Stakeholdern und dem Handeln und Verhalten der Organisation gekommen ist.

»Integre Führung«⁵ aus Selbsteinsicht als wirksame Krisenprävention

Während akute Krisenbewältigung nur noch pragmatisch auf einen bereits eingetretenen Schaden reagieren kann, kann eine integre Führung – insbesondere einer sozialen Organisation – präventiv Einiges zur Verhinderung oder Minimierung des Risikos von Kommunikationskrisen leisten. Geschieht dies nicht nur aus strategischen Gründen auf kommunikativer Ebene, sondern aus aufgeklärter Selbsteinsicht auf allen Ebenen der Organisation, sind die Bedingungen für moralisch legitimes Handeln und Verhalten aus vernunftethischer Perspektive erfüllt. Andernfalls besteht unter anderem die Gefahr, dass nur »Window Dressing« betrieben wird, was das Risiko von Kommunikationskrisen nur noch erhöht, weil der Widerspruch zwischen kommuniziertem Anspruch und gelebter unternehmerischer Wirklichkeit jederzeit öffentlich sichtbar (gemacht) werden kann.

Eine integre Führung bemüht sich dementsprechend fortlaufend, den in ihren Leitsätzen formulierten Unternehmens- oder Organisationswillen selbst an unbedingt gültige Prinzipien zu binden, welche zum Beispiel dem Gehalt der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte entsprechen. Damit ist die Anerkennung von legitimen Ansprüchen aller Stakeholder beabsichtigt, womit das Organisationshandeln seine unhintergehbare Grenze an anerkannten Grundrechten jedes einzelnen Menschen bekommt.⁶ Des Weiteren bindet sich die Organisation selbst an eine von der Öffentlichkeit als legitim anerkannte Wertschöpfungsaufgabe, welche als Orientierung für sämtliches Organisationshandeln und –verhalten dient.⁷ Und schließlich versteht integre Führung

Man sollte strikt zwischen „Schuld“ und „Verantwortung“ unterscheiden.

eine Organisation als guten Bürger im Sinne eines »Corporate Citizen«, der seine organisationale Mitverantwortung für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung einsieht und aktiv prägt.⁸

DER AUTOR



MMAG. DR. PETER VOGLER

MMag. Dr. Peter Vogler ist Inhaber der „Dr. Peter Vogler Consulting“ sowie der „image3 Kommunikationsdienstleistungs GmbH“. Peter Vogler verfügt über langjährige und vielfältige Erfahrung in Bezug auf Beratung und Begleitung, insbesondere von komplexen und krisenhaften Kommunikationspro-

zessen und –projekten. Studiert hat Peter Vogler unter anderem Philosophie an der Universität Innsbruck, wo er 2013 mit einer Dissertation über eine praktisch-philosophische Grundlegung von Unternehmensethik promovierte. Peter.Vogler@image3.eu

VERWEISE

1. WATZLAWICK, PAUL/BEAVIN, JANET H./JACKSON, DON D. (1969): „Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien.“ Bern-Stuttgart, S. 53.

2. Vgl. Ebd., S. 56.

3. In Abwandlung des Terminus Technicus „Sprachspiele“ von Ludwig Wittgenstein, vgl. WITTGENSTEIN, LUDWIG (1997/1958): „Philosophische Untersuchungen“, Suhrkamp, S. 559.

4. Vgl. VOGLER, PETER: „Kommunikation in der Krise“, in: EXLER, MARKUS (Hrsg.) (2013): „Restrukturierungs- und Turnaround-Management. Strategie – Erfolgsfaktoren – Best Practice“, Berlin, S. 69f.

5. In Anlehnung an den Begriff „Integre Unternehmensführung“ von Maak/Ulrich, vgl. MAAK, THOMAS/ULRICH, PETER (2007): „Integre Unternehmensführung. Ethisches Orientierungswissen für die Wirtschaftspraxis“, Stuttgart.

6. Vgl. VOGLER, PETER (2014): „Genug geschwiegen! Wie Unternehmensethik praktisch-philosophisch grundzulegen ist. Orientierung- und Reflexionswissen für Management und Führung“, S. 191ff.

7. Vgl. ebd., S. 194ff.

8. Vgl. ebd., S. 197ff.

Lernende Organisationen, gelebte Verantwortung.

Was heißt es in der täglichen Arbeit, Verantwortung für die Vergangenheit zu übernehmen? Woran wird sichtbar, dass wir aus unserer Vergangenheit lernen? Wir müssen uns die Frage nach den Umständen stellen, die innerhalb der Organisation die Entstehung von Missbrauch ermöglicht oder sogar begünstigt haben, und wir müssen bereit sein, die entsprechenden Lehren daraus zu ziehen.

Der Führung der Organisation kommt dabei entscheidende Bedeutung zu, wie der Vorstand der Abteilung Personal beim Amt der Landesregierung Vorarlberg, Markus Vögel, in seinem Beitrag ausführt.

»Lernende Organisationen und gelebte Verantwortung« Ein Text von Mag. Markus Vögel.

Menschen sind Mitglieder verschiedener sozialer Systeme. Die wechselseitige Abhängigkeit von Individuen und den sozialen Systemen, in denen sie verankert sind, bedingt, dass Menschen zwar für ihr Tun verantwortlich sind, dieses Tun aber auch von den Eigenschaften der jeweiligen sozialen Systeme beeinflusst wird.

Somit genügt es in der Aufarbeitung von Missbrauchsfällen in Heimen nicht, die Täter zu suchen und zur Verantwortung zu ziehen. Ebenso

Es genügt in der Aufarbeitung von Missbrauchsfällen in Heimen nicht, die Täter zu suchen und zur Verantwortung zu ziehen.

wichtig ist die Frage nach den Umständen, die innerhalb einer Organisation die Entstehung von Missbrauch ermöglicht oder sogar begünstigt haben. Dies umso mehr, wenn es sich nicht um einen Einzelfall handelt. Die Beschäftigung mit dieser Fragestellung hilft uns, aus

der Geschichte zu lernen und die Erkenntnisse für Organisationen nutzbar zu machen.

Der Führung innerhalb einer Organisation kommt diesbezüglich eine entscheidende Bedeutung zu. Sie muss die erforderlichen Schritte setzen, um die Beachtung der Menschenrechte innerhalb der Organisation sicher zu stellen. Dazu muss sie alle Bereiche der Organisation auf mögliche Risiken hin beleuchten:

- Entstehen in der Arbeit besondere Abhängigkeitsverhältnisse? Gibt es einen verantwortungsvollen Umgang mit Nähe und Distanz?
- Gibt es bauliche Gegebenheiten, die Risiken in sich bergen (abgelegene Zimmer, ...)?
- Über welchen Ausbildungsstand verfügen die Mitarbeitenden?

- Verfügen die Klientinnen und Klienten über Möglichkeiten, sich zu artikulieren?
- Besteht eine Kultur des Vertrauens, in der auch unangenehme Themen angesprochen werden können?
- Nehmen die verschiedenen Führungsebenen ihre jeweilige Führungsverantwortung wahr?
- Wo könnten Mitarbeitende an ihre Grenzen stoßen bzw. überfordert werden?
- Wo könnten Gelegenheiten für Missbrauch entstehen?

Eine solche Risikoabschätzung sorgt bereits für eine Sensibilisierung innerhalb der Organisation, wenn sie partizipativ mit allen Beteiligten erarbeitet wird.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema muss in klare Haltungen und Standards münden, die innerhalb der Organisation offen kommuniziert und für verbindlich erklärt werden. Diese Verbindlichkeit kann auch dahingehend zum Ausdruck gebracht werden, dass Mitarbeitende die Zustimmung durch ihre Unterschrift bekräftigen. Diese Standards helfen einerseits in der Personalauswahl, sich für jene Bewerbenden zu entscheiden, die die notwendigen persönlichen und fachlichen Kompetenzen zur Erfüllung dieser Standards mitbringen (Strafregisterauszüge reichen dafür alleine nicht aus und wiegen in einer falschen Sicherheit) und andererseits können sie in der täglichen Arbeit bei den Mitarbeitenden für Orientierung und Sicherheit sorgen.

Dazu muss aber sicher gestellt sein, dass diese Standards auch aktiv von der Führung eingefordert werden. Zudem ist ein offenes Klima unter den Mitarbeitenden hilfreich, da dadurch Fehler und Grenzverletzungen nicht tot geschwiegen werden, sondern angesprochen und als Lernchancen wahrgenommen werden. Dazu gehört auch, dass die Machtstrukturen innerhalb der Organisation offen diskutiert werden. Dabei ist Macht nicht per se als negativ zu sehen, sondern diese kann begrenzend oder behindernd eingesetzt werden.¹ Eine begrenzende Macht sorgt für einen gerechten Ausgleich von Rechten und Pflichten aller Menschen innerhalb der Organisation oder für eine gerechte Verteilung von Ressourcen. Eine behindernde Macht hält hingegen Ungleichheiten aufrecht und verhindert offene Kommunikation. Im Umgang mit dieser Machtfrage kommt der Führung eine zentrale Rolle zu.

Ein weiterer wichtiger Teil der Prävention stellt die Installation einer Vertrauensperson innerhalb oder außerhalb der Organisation dar, die von den ►

- Klientinnen und Klienten aber auch von den Mitarbeitenden niederschwellig kontaktiert werden können, um Beschwerden zu deponieren, die auch entsprechend ernst genommen werden.

Für diesen Fall muss in der Organisation die Vorgehensweise festgelegt und kommuniziert sein, da dies einerseits allen Beteiligten Sicherheit vermittelt und es den Menschen auch erleichtert, ihre Beobachtungen tatsächlich zu melden. Eine solche Meldung erfolgt eher, wenn die Menschen abschätzen können, wie die Organisation mit einer solchen Situation umgeht. Wenn sich der Verdacht bestätigt, dann ist konsequentes Handeln (arbeitsrechtliche Konsequenzen, Anzeige,...) gefordert, um zu verdeutlichen, dass Missbrauch nicht toleriert wird. Gleichzeitig muss aber darauf geachtet werden, dass mit Verdächtigungen verantwortungsvoll umgegangen wird, um zu verhindern, dass Diffamierungen das Klima der Offenheit zerstören.

In einer solchen lernenden Organisation muss die Weiterbildung und die Selbstreflexion von Mitarbeitenden unterstützt, aber auch eingefordert werden. Dies gilt insbesondere auch für Führungskräfte, da sie in der Personal- und Organisations-

entwicklung besonders gefordert sind. Dies lässt sich nicht verordnen, sondern muss in einem Klima der gegenseitigen Wertschätzung verbindlich gelebt werden.

Dies sind nur einige blitzlichtartige Hinweise, in welchen Bereichen Organisationen ihre Verantwortung wahrnehmen müssen, damit Menschen die Unterstützung erhalten, die sie für eine möglichst selbstständige Lebensführung im Lichte der Menschenrechte benötigen. Eine Organisation, die von ihren Mitarbeitenden ein entsprechendes Handeln erwartet, muss bereit sein, ihre eigene Struktur und Kultur permanent zu hinterfragen und zu entwickeln. Die Führung ist gefordert, die notwendigen internen Impulse diesbezüglich zu setzen – ebenso sind Kostenträger gefordert, diese Entwicklungen auch einzufordern.

DER AUTOR



MAG. MARKUS VÖGEL MBA

Mag. Markus Vögel hat Theologie und Mathematik an der Universität Innsbruck studiert und den Universitätslehrgang für Sozialwirtschaft, Management und Organisation Sozialer Dienste (ISMOS) an der WU Wien mit dem MBA abgeschlossen.

Markus Vögel war 15 Jahre für die Lebenshilfe Vorarlberg tätig (davon 13 Jahre als Bereichsleiter für den Bereich Fördern & Beschäftigen). Seit Juli 2010 ist er Vorstand der Abteilung Personal im Amt der Vorarlberger Landesregierung.

VERWEISE

1. Vgl. SILVIA STAUB-BERNASCONI: „Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft.“ Bern Stuttgart Wien: Haupt 2007, S. 374ff

was haben wir gelernt?

Kommunikation formt Gruppen.

»*Man kann nicht nicht kommunizieren.*« Dieser Satz von Paul Watzlawick ist mittlerweile Allgemeinwissen. So weit, so klar. Aber wie kann man gut miteinander kommunizieren? Und noch schwieriger: Wie kann man in der Gruppe gut miteinander kommunizieren?

Der Dialogbegleiter und Hochschullehrer Falko Wilms gibt Anregungen für gelungene Kommunikation in Gruppen.

rende muss dem anderen mitteilen, dass er jetzt zuhört, um das Gegenüber zum Sprechen zu ermuntern. In einem Gespräch sind alle Beteiligten zugleich Gebende und Empfangende von Mitteilungen. Eine Mitteilung wird von allen Beteiligten eines Gespräches miteinander geteilt.

Die Gruppe wird durch die Kommunikation geformt

Es ist kaum zu erfassen, was ein zwischenmenschliches Gespräch ausmacht. Dieses kaum Fassbare formt eine Gruppe und grenzt sie nach Außen hin von anderen Gruppen ab. Jede Versammlung von mindestens drei Personen mit unmittelbaren Beziehungen zueinander wird durch die Art zusammengeführt und zusammengehalten, wie die Beteiligten miteinander Sprechen und Schweigen können und wollen. Mit der Zeit gewöhnen sich die Gruppenmitglieder daran, wie in der Gruppe kommuniziert wird. Wenn dann ein Neuling zu der Gruppe stößt, dann wird er von den Gruppenmitgliedern und von sich selbst an seinem Sprechen als Neuling in dieser Gruppe erkannt. Je länger er sich in der Gruppe aufhält, desto besser ist er durch allmähliche Übung in der Lage, die in der Gruppe wirksamen Gewohnheiten des miteinander Sprechens und Schweigens zu beherrsigen. Wie stark die Gewohnheiten in der Kommunikation eine Gruppe formen, zeigt ein Blick auf gut abgrenzbare Gruppen wie die Trauernden auf einer Beerdigung oder die Teilnehmer an einem Gebetsabend.

Die Kommunikation wird durch die Gruppe geformt

Es ist kaum zu erfassen, was ein zwischenmenschliches Gespräch ausmacht. Dazu kommt noch, dass dieses kaum Fassbare veränderlich ist und von der Gruppe in jedem Augenblick immer wieder erneut geformt wird ohne das Vorherige zu kopieren. Gibt es beispielsweise eine Abschiedsformel wie »bleib mir gewogen, alter Freund« wird dies vom einzelnen Sprechenden und von verschiedenen Gruppenmitgliedern immer wieder anders ausgesprochen. Die Art, wie und mit welcher Wortwahl im einzelnen Ereignis gesprochen wird, hängt stark von der Befindlichkeit des Einzelnen ab. So könnte vielleicht ein sehr zugewandtes Gespräch beendet werden mit »bleib mir gewogen, lieber Freund«. Die Art und Weise des gezeigten Sprechens und Schweigens wird somit zu jeder Zeit von den Beteiligten geformt und nicht einfach kopiert. ►

»Kommunikation formt Gruppen.« Ein Essay von Prof. (FH) Dr. Dipl. Soz.-Ök. Falko Wilms

Dort wo man mich wirklich zu verstehen versucht, dort werde ich gerne verweilen. Die erkennbare Hinwendung zum Anderen in einer Gruppe bietet einen Weg in eine gemeinsame Zukunft. Sie zeigt sich an der Art, wie in einer Gruppe miteinander (nicht nebeneinander!) gesprochen, geschwiegen und gehandelt wird.

Das zwischenmenschliche Gespräch

Es ist gar nicht so leicht zu sagen, was Kommunikation zwischen Menschen überhaupt ist, so vielfältig ist ein zwischenmenschliches Gespräch. Beim Sprechen werden eigene Gedanken zu ver-

nehmbar Lauten geformt. Beim Zuhören geht es darum, von dem Gehörten auf das Gemeinte zu schließen. Verstehen meint daher immer auch, einer sprachlichen Form einen Inhalt zu geben. Je besser sich die beteiligten Menschen kennen, desto leichter fällt das wechselseitige Besprechen und

Verstehen von dem, was wirklich wesentlich ist. Zwischen einander Unbekannten wird genau dies oft hinter einem höflichen Bla-Bla verborgen. Eine wirklich tragende Hinwendung im Gespräch hat somit immer auch damit zu tun, das höfliche Gelaber und politisch Korrekte zu verlassen und sich auf die Suche nach der gemeinsamen, tragenden Basis zu begeben.

Zur tragenden Basis gehört auch, dass in einem Gespräch niemals eine Trennung zwischen dem Zuhörendem und dem Sprechenden bestehen kann: Der Sprechende muss sich selber zuhören, um seine Lautstärke und seine Sprechdeutlichkeit jederzeit dem Gegenüber anzupassen. Der Zuhö-

Beim Zuhören geht es darum, von dem Gehörten auf das Gemeinte zu schließen.

- Ein zwischenmenschliches Gespräch besteht aus vergänglichen Ereignissen des Sprechens und des Zuhörens. Jedes gesprochene Wort besteht nur zum Zeitpunkt des Sprechens und ist sofort vergangen. Wenn die Gruppenmitglieder nacheinander gesprochene Worte als zueinander passend empfinden, ergibt sich ein Satz aus Worten, zwischen denen jeweils ein Schweigen bzw. ein Nicht-Sprechen wirksam ist und sofort vergeht. Ein Satz kann nur gesprochen und gehört werden, weil die einzelnen Ereignisse (hier: sprechen und schweigen) jeweils ein Ereignis sind und keine dauerhafte Existenz haben.

Zwischen Sprechen und Schweigen

Es ist kaum zu erfassen, was ein zwischenmenschliches Gespräch ausmacht. Dieses kaum Fassbare besteht aus einzelnen Ereignissen ohne dauerhafte Existenz. Das ist die Voraussetzung dafür, das (gemeinsam) gesprochen und zugehört werden kann.

Das gemeinsame Erleben in einer Gruppe ist eng verwoben mit der Art und Weise, wie die Gruppenmitglieder miteinander zu sprechen und zu schweigen gewohnt sind.

Das persönliche Erleben verschiedener Gruppen ist denn auch eng verwoben mit

der beobachtbaren Unterschiedlichkeit in der Art und Weise, wie in den unterschiedlichen Gruppen miteinander gesprochen und geschwiegen wird. Um sich in verschiedenen Gruppen (z.B. in einem Meeting, in einem Gottesdienst, in einem Hospiz oder in einer geschäftlichen Verhandlungsgruppe) einbringen zu können und verständlich zu ma-

chen, bedarf es somit grundsätzlich eines persönlichen Gespürs und einer Wahrnehmungsfähigkeit für die jeweils vorherrschende Art und Weise, wie die Gewohnheiten des miteinander Sprechens und Schweigens aussehen.

Es ist mir unverständlich, warum diese offensichtliche unverzichtbare Grundvoraussetzung eines gelungenen Gespräches so oft übersehen wird. Wie soll denn ohne dieses erlernbare Gespür eine wirkliche, eine tragfähige Hinwendung zum Nächsten möglich sein? Wie kann denn sonst ein wirkliches Miteinander im Sprechen, im Schweigen und im Tun möglich werden, das von einem gegenseitigen Verständnis füreinander getragen wird?

Genau dieses Verständnis gilt es im Gespräch zu formen, denn dort wo jemand mich wirklich zu verstehen versucht, dort werde ich gerne verweilen.

Dort wo man mich wirklich zu verstehen versucht, dort werde ich gerne verweilen.

DER AUTOR



PROF. (FH) DR. DIPL. SOZ.-ÖK. FALKO WILMS

Prof. (FH) Dr. Dipl. Soz.-Ök. Falko Wilms arbeitet als Hochschullehrer, Unternehmensberater und Coach. Er ist Dialogbegleiter und steht in einem Naheverhältnis zum Dialogprojekt im Bildungshaus St. Arbogast. falko.wilms@fhv.at

~~Idol~~ **Idol** IDOL ~~Jüel~~ IDOL **IDOL**

Elvis Presley. **Paul Hörbiger.**
Peter Kraus. Waltraud Haas.
Die Beatles. Conny Froboess.
 Roy Black. **Peter Alexander.**
Sophia Loren. Heinz Rühmann.
 Toni Sailer. **Jimi Hendrix.** Heinz
 Conrads. J. F. Kennedy. **Karl**
Schranz. Liselotte Pulver. **Heinz**
Erhardt. Marilyn Monroe. James
 Dean. Franz Klammer. Romy
 Schneider. **Pierre Brice.** Uschi
Glas.



Abb. 3: Idole der 1950er- bis 1980er-Jahre

ABGOTT; Kult-Figur

Frauen als Täterinnen.

Erziehung im Alltag ist seit jeher Frauensache. Somit liegt es nahe, dass Gewalt in der Erziehung auch von Frauen verübt worden ist. Doch die Vorstellung von Frauen als Täterinnen passt nicht zum herrschenden Bild der fürsorglichen und mütterlich beschützenden Weiblichkeit. Dementsprechend wenig Augenmerk ist bisher auf Frauen als Täterinnen in der Erziehung gelegt worden.

Die Rolle von Frauen im Nationalsozialismus ist besser erforscht. Die Soziologin Maria Pohn-Lauggas macht in ihrem Beitrag klar, dass die Klischees vom weiblichen Opfer und dem männlichen Täter nicht der Realität entsprechen.

in den 1980er Jahren im Zuge der so genannten Waldheim-Affäre zum ersten Mal auch in der Öffentlichkeit die Frage nach der Täterschaft durch kritische Wissenschaftler/innen und Journalist/innen, NS-Überlebende und Widerstandskämpfer/innen aufgeworfen. Die kritische Beschäftigung führte dazu, dass sich heute Vertreter/innen der Politik und des öffentlichen Lebens nicht mehr kritiklos des nationalen Opferdiskurses bedienen können. Mit Vorsicht ließe sich also formulieren, dass seit den 1980er Jahren eine langsame, auf bestimmte gesellschaftliche Gruppen begrenzte Aneignung der schuldbehafteten NS-Vergangenheit begann.

»Täterinnen – Frauen als vielfältig Beteiligte am Nationalsozialismus.« Ein Text von Dr.ⁱⁿ Maria Pohn-Lauggas

Die Frage nach Täterschaft impliziert die Frage nach Verantwortung für das Leid, das die begangenen Taten verursacht haben. Frauen kommen als Täterinnen meist nicht in den Blick und damit auch nicht, welche Verantwortung sie tragen. Häufiger hingegen werden sie als Opfer sichtbar gemacht. In dieser von Geschlechterverhältnissen strukturierten Opfer-Täter-Dichotomie sind Männer als Opfer kaum denkbar und Frauen als Täterinnen ebenfalls nicht. Eine Begründung dafür lässt sich in dem gesellschaftlichen Bild der

fürsorglichen und mütterlich beschützenden Weiblichkeit finden, in dem aggressives, egoistisches und verletzendes Handeln keinen Platz findet.

Die Rolle des Opfers ermöglicht es, sich nicht für die begangenen Taten verantwortlich zu fühlen.

Die Rolle des Opfers ermöglicht es aber auch, sich nicht für die begangenen Taten verantwortlich zu fühlen, Verantwortung abzuwehren und zu verleugnen. Auf diese Weise legt sich über Täterschaft ein Tuch des Schweigens: Ab Mai 1945 sprach in Österreich niemand darüber, wer für die geplante Vernichtung und millionenfache Ermordung von Juden und Jüdinnen und anderen verfolgten Gruppen verantwortlich ist. Mehr noch: Der so genannte nationale Opferdiskurs wirkte schnell und nachhaltig, denn er bot den Österreicher/innen eine Vielzahl an Interpretationsmöglichkeiten der eigenen NS-Vergangenheit, der Involvierung in die NS-Gesellschaft und der Beteiligung an deren Verbrechen. Zuvorderst stand die Interpretation, dass man das erste Opfer Hitler-Deutschlands gewesen sei und die Deutschen letztendlich die Täter und damit die Hauptverantwortlichen für das Geschehene waren. Bekannter Weise wurde erst

Die Frage nach der Rolle der Frauen als Täterinnen wurde in diesen wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussionen allerdings nicht gestellt. Das Bemühen, Täter sichtbar zu machen, bezog sich vor allem auf die Lebenslüge der Opfertheorie, konkret wurde das Bild der »sauberen Wehrmacht« oder auch das beschönigende »Heimkehrer-Bild« hinterfragt. Frauen wurden bereits ab 1945 qua ihres Geschlechts als Opfer positioniert. Zum einem wurde das traditionelle Bild der »unpolitischen« Frau wieder aktiviert, eine Position, die Täterschaft per se ausschließt. Zum anderen wurde ausschließlich ihr Leid unter den Bombardierungen und den kriegsbedingten Entbehrungen hervorgehoben. Frauen als Nationalsozialistinnen und ihre vielfältigen Beteiligungsmöglichkeiten an der NS-Gesellschaft verschwanden vollständig aus dem kollektiven Nachkriegsgedächtnis. Und, dies ist von besonderer Bedeutung: Frauen zogen sich auch auf diese unpolitische Position zurück. Kaum jemand der Nachkommen stellt die eigene Mutter oder (Ur-)Großmutter als politisch positionierte Frau dar, kaum jemand der Nachkommen weiß, was die (Ur-)Großväter und Väter im Nationalsozialismus »wirklich« gemacht haben, aber noch weniger weiß man über die (Ur-)Großmütter und Mütter.

Freilich kann es nicht darum gehen, eine ganze Nation pauschal zu Täter/innen zu erklären, vor allem aber ist Täter/innenschaft kein abstrakter Begriff. Es geht vielmehr um die konkrete Frage, welche Handlungen vollzogen wurden, vor welchem Hintergrund, mit welcher Motivation usw. Wer als Täter/in gilt, ist auch nicht in allen gesellschaftlichen Bereichen gleich definiert. In juristischen Verfahren gilt eine andere Definition als in der medialen Öffentlichkeit oder im Privaten. Beziehen wir als Täter »nur« jene ein, die in Konzentrationslagern Menschen gequält und ermordet haben, oder ehemalige Wehrmachtsoldaten, die Menschen zusammengetrieben und ►

- erschossen haben, so sprechen wir kaum von Frauen, die in diese Handlungen involviert waren. Denn nur wenige waren KZ-Wärterinnen und als Soldatinnen wurden sie gar nicht eingesetzt. Aber sie waren in viele andere systemrelevante Bereiche eingebunden und aktiv daran beteiligt. Ob als Sekretärinnen in militärischen Einrichtungen, Arbeiterinnen in Rüstungsbetrieben, aktive und glühend überzeugte Mitglieder und Führerinnen in NS-Organisationen wie dem Bund Deutscher Mädel oder des Frauenbunds usw.

Frauen haben meist nicht unmittelbar gemordet, aber sie haben denunziert, Propaganda betrieben, geraubt; sie haben auf vielfältige Weise vom NS-System profitiert und in ihren alltäglichen Handlungen dazu beigetragen, ein System aufrechtzuerhalten, das darauf aufbaute, andere zu exkludieren. Diese Exklusion war nicht abstrakt,

Frauen hatten eigene Interessen an Macht, Herrschaft und Ausbeutung.

sie war für die Frauen erlebbar: als Erniedrigung von Juden und Jüdinnen auf der Straße, durch das so genannte Verschwinden von

Arbeitskolleg/innen oder Mitschüler/innen, den Abtransport von Nachbarn, die Beschmierungen von Geschäften jüdischer Inhaber/innen – die Liste könnte endlos fortgesetzt werden. Nach 1945 wurden all diese Handlungen von den Frauen nicht benannt, sie schwiegen und zogen sich auf die Positionen der Leidtragenden des Krieges und der unpolitischen Frau zurück.

Zu erkennen, dass Frauen nicht nur Opfer waren, sondern eigene Interessen an Macht, Herrschaft und Ausbeutung hatten, ist ein Prozess, der erst begonnen hat und noch lange nicht abgeschlossen ist. Sieht man sich die Biographien einzelner Frauen im Detail an, wie ich es im Rahmen meiner Forschung zu spezifischen biographischen Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen getan habe, dann bröckeln diese dominierenden Opferbilder von Frauen.

Emma Zednik¹ wuchs in ärmlichen Wiener Verhältnissen auf. Über ihre Einstellung zum Nationalsozialismus spricht sie in unserem Interview nicht. Aufgrund ihrer Herkunft und frühen Sozialisation in einer sozialistisch orientierten Umgebung kann davon ausgegangen werden, dass sie keine überzeugte Nationalsozialistin war. Sie ist auch eine der wenigen Gesprächspartnerinnen, die empathisch davon erzählt, wie sie mit ansah, wie jüdische Kinder im Winter zusammengetrieben

wurden. Ab diesem Tag beschloss sie, nicht mehr diesen Fußweg zu gehen, um das Leid der Kinder nicht mehr mit ansehen zu müssen. Diese Entscheidung steht dafür, nicht mehr wahrnehmen zu wollen, sich nicht mehr mit dem Leid anderer zu konfrontieren. Ihre Biographie zeigt aber auch, dass sie vom NS-System profitieren konnte und darin ihre eigenen Interessen verfolgte. War es ihr nämlich aufgrund ihrer sozialen Herkunft nicht möglich, einen Beruf zu erlernen, weswegen sie bereits mit 14 Jahren Hilfsarbeit in einer Fabrik leisten musste, so ermöglichte ihr das NS-System ab 1938 eine Ausbildung zur Sekretärin. Sie arbeitete danach in der Administration des Reichsarbeitsdiensts und aufgrund ihrer Verbindungen zu NS-Offizieren gelang es ihr, den Arbeitsdienst nicht absolvieren zu müssen, der für viele Jugendliche eine Zeit der Entbehrung bedeutete. Nach 1945 konnte sie beruflich weiter aufsteigen und ihr Sohn sowie ihre Enkelkinder führten den Weg des sozialen Aufstiegs fort. Emma Zednik profitierte also vom NS-System, einem System, das nur aufgrund der Ausbeutung der als »Andere« Definierten funktionierte. Von diesem Profit spricht sie nicht, sich selbst präsentiert sie als unpolitisch und als nicht involviert.

Hildegard Bauer¹ ist eine der wenigen Interviewpartnerinnen, welche von dem ihre Kindheit stark prägenden politischen Hintergrund erzählt, da ihr Vater als illegaler Nationalsozialist 1934 Wien verließ und nach Deutschland ging. Sie folgte ihm mit ihrer Mutter nach und wurde in dem bereits nationalsozialistischen Deutschland schon in früher Kindheit im NS-System sozialisiert. Ihr Vater erhielt 1938 eine mit hohem Prestige versehene Position in Wien. Insgesamt gesehen profitierte die gesamte Familie von der NS-Diktatur: hohe berufliche Stellung des Vaters, arisierte Wohnung und eine finanzielle »Wiedergutmachung« für die Zeit vor 1938. Hildegard Bauer absolvierte freiwillig den Arbeitsdienst und begann ebenfalls freiwillig in einem Rüstungsbetrieb zu arbeiten. Sie involvierte sich auf selbstverständliche Weise vollständig in die NS-Gesellschaft und leistete kriegswichtige Unterstützung. Nach dem Ende des Nationalsozialismus wurde ihr Vater interniert, vor dem Volksgericht angeklagt und aufgrund eines Verfahrensfehlers freigesprochen. Spricht sie über das politische Umfeld, so ist sie bemüht, sich selbst als eine Frau darzustellen, die heute zutiefst alles ablehnt, was wir mit dem NS-System verbinden. Mit diesem Fokus auf ihre Einstellung in der Gegenwart vermeidet sie es, über ihre damaligen Überzeugungen zu sprechen. Und sie vermeidet es, über die Verantwortung und Schuld ihres Vaters zu sprechen oder auch über ihre eigene

aktive Beteiligung an der Aufrechterhaltung eines Systems bis zu dessen militärischem Zusammenbruch.

Diese beiden Frauen, deren Geschichten hier kurz skizziert wurden, sind keine Täterinnen in dem Sinne, dass sie gemordet haben. Aber deshalb sind sie auch nicht ausschließlich Opfer. Ihre Biographien sind von Kriegserfahrung und damit verbundenem Leid gekennzeichnet, es sind auch Biographien des Profitierens, des Wegsehens und Verleugnens und es sind Biographien, in denen Frauen ihre eigenen Interessen in einer nationalsozialistischen Gesellschaft verfolgt haben und auch keinen wie immer gearteten Widerstand geleistet haben. Dafür tragen sie die Verantwortung.

DIE AUTORIN

DR.^{IN} MARIA POHN-LAUGGAS

Dr.ⁱⁿ Maria Pohn-Lauggas ist Soziologin an der Universität Wien. Sie lehrt im Bereich Biographieforschung und forscht derzeit über die intergenerationale Weitergabe von Widerstandserfahrungen gegen den Nationalsozialismus in österreichischen Familien. maria.pohn-weidinger@univie.ac.at

VERWEISE

1. Die Namen wurden geändert. Die hier skizzierten Biographien wurden 2014 in meinem Buch veröffentlicht:
„Heroisierte Opfer. Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen von ‚Trümmerfrauen‘ in Wien,“ Springer VS Verlag, Wiesbaden.

2. Die Namen wurden geändert. Die hier skizzierten Biographien wurden 2014 in meinem Buch veröffentlicht:
„Heroisierte Opfer. Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen von ‚Trümmerfrauen‘ in Wien,“ Springer VS Verlag, Wiesbaden.

Arbeiten an einem Ort vergangener Schuld. Über das ehemalige Landesjugendheim Jagdberg in Vorarlberg.

So wie in Tirol die Bubenburg in den letzten Jahren im Brennpunkt der medialen Aufmerksamkeit stand, so war das in Vorarlberg das Landesjugendheim Jagdberg.

Der Psychologe Michael Hollenstein beschreibt in seinem Beitrag, wie die heutigen Betreiber der Einrichtung, das Vorarlberger Kinderdorf, mit der Vergangenheit ihrer Institution umgehen und was für die heutigen Mitarbeiter/innen die Vergangenheit ihrer Institution bedeutet.

»Gegenwärtiges Arbeiten an einem Ort vergangener Schuld«. Ein Text von Mag. Michael Hollenstein.

Die Oberfläche der Gegenwart ist dünn ...

Eines der größeren Bauvorhaben, die das Land Vorarlberg im Jahr 2014 durchführt, ist die Generalsanierung der *Alten Schule* im Areal der Paedakoop in Schlins, dem sogenannten »Jagdberg-Areal«.

Als vor einem Jahrzehnt die »Sozialpädagogische Schule« eröffnet wurde, wurde der Schriftzug »Landesjugendheim Jagdberg«, der in den Verputz der »Alten Schule« eingearbeitet war, von einem großen, bunten Wandgemälde mit dem Titel »Klang des Neubeginns« überdeckt.

Damit es nicht während des Umbaus des Gebäudes beschädigt wird, wurde dieses Gemälde nun umgehängt. Darunter kam Altes, Vergangenes, Vergessenes und für manche Unbekanntes zum Vorschein. Die Geschichte ist näher, als man glauben mag.

Diese Ambivalenz zu ertragen, ist sehr schwer, manchmal unerträglich.

Von insgesamt 236 Meldungen an die Opferschutzkommission des Landes Vorarlberg betrafen 133 den Jagdberg. Diese Zahl ist sehr hoch. Das Land Vorarlberg hat auf Empfehlung der

Opferschutzkommission Entschädigungszahlungen für 109 Personen gewährt, die im Zeitraum 1934 bis 1995 im »Landesjugendheim« Gewalt erfahren haben. Diese Situationen liegen also mindestens 20 Jahre zurück. Schon 20 Jahre. Erst 20 Jahre?

Vor gut 15 Jahren wurde das Landesjugendheim Jagdberg privatisiert. Das »Vorarlberger Kinderdorf« übernahm die Trägerschaft und führte in der Folge das Internat als eigenen Fachbereich.

Dieser Fachbereich, der sich heute »Paedakoop« nennt, durchlief einen starken Veränderungspro-

zess: Die Landesschule wurde geschlossen und vor etwa 10 Jahren wurde eine Privat-Schule unter Trägerschaft des »Werks der Frohbotschaft Batschuns« gegründet. Die Anzahl der Wohngruppen in Schlins wurde von 4 auf 3 reduziert, die Gruppen wurden verkleinert. Es wurde ein ambulantes Angebot, Expositurschulen in Feldkirch und Wolfurt und eine Wohngruppe in Feldkirch aufgebaut. Also eine sehr dynamische Professionalisierung, eine Vergrößerung und Verbreiterung des Angebotes.

Das Vorarlberger Kinderdorf bezieht sehr klar Stellung:

»Mit den Berichten von Betroffenen wurde bekannt, wie sehr junge Menschen in der Vergangenheit in unterschiedlichsten Formen von Gewalt betroffen waren. Diese persönlichen Berichte sollen durch eine historische Aufarbeitung ergänzt werden. Die Verantwortung für die damaligen Gewaltanwendungen sind jenen Personen zuzuordnen, welche sie angewendet oder auch geduldet haben. Der Auftrag der jetzt verantwortlichen Personen und Institutionen muss lauten, dass alles unternommen werden muss, damit so etwas nicht mehr passiert und dass kein anderer erleben muss, was Betroffene früher erlebt haben. Nur so kann man vor allem die bestmögliche Unterstützung der jungen Menschen gewährleisten aber auch den jenen Auftrag erfüllen, der sich aus dem Bundesverfassungsgesetz über die Rechte von Kindern ableitet: »Jedes Kind, das dauernd oder vorübergehend aus seinem familiären Umfeld herausgelöst ist, hat Anspruch auf besonderen Schutz und Beistand des Staates.«¹

Paradigmatisch formuliert Direktor

Gerd Bernard unsere Position:

»Gleichzeitig distanzieren wir uns mit aller Kraft und Deutlichkeit von den ausgeübten Gewaltanwendungen und Übergriffen. Unsere Aufgabe ist es, durch die Entwicklung entsprechender Konzepte, professionelle Arbeit und kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Thema Gewalt sicherzustellen, dass unsere Einrichtung einen systemisch gewaltfreien Lebensraum für Kinder und Jugendliche bietet.«²

Das unmittelbare Interesse von Kolleginnen und Kollegen an den Ereignissen in der Geschichte unserer Einrichtung erlebe ich als sehr unterschiedlich.

Ich sehe Parallelen dazu, wie mit Schuld behaftete Ereignisse überhaupt wahrgenommen werden. Reaktionen, die ich wahrnehme, sind Betroffenheit, Abwehr, Verleugnung, Scham, Verdrängung, Rechtfertigung, Rationalisierung, aber auch großes Interesse und der Wunsch, dazu beizutragen, dass sich Geschichte und Gewalt nicht wiederholen. ►

► **Hat mein Kollege Kinder geschlagen?**

Mit der Übernahme in seine Trägerschaft wurde den MitarbeiterInnen des Landesjugendheimes Jagdberg, bislang Angestellte des Landes Vorarlberg, angeboten, Angestellte des Vorarlberger Kinderdorfes zu werden. Ein großer Teil der MitarbeiterInnen entschied sich für diesen Schritt.

Wie konnte das sein? Kann es sein, dass er Kinder schlug?

Teilweise handelte es sich um KollegInnen, die schon viele Jahre am Jagdberg arbeiteten.

Auch wenn heute nur noch einzelne Menschen seit mehr als 15 Jahren in der Paedakoop arbeiten, stellten sich doch mit Beginn der historischen Aufarbeitung vor einigen Jahren auch im KollegInnen-Kreis neue Fragen: *Wie konnte das sein? Kenne ich jemanden, der sich etwas vorzuwerfen hat? Kann es sein, dass er Kinder schlug? Kann es sein, dass sie wegsah, wenn Kinder am Jagdberg Gewalt ausgesetzt waren?*

Das Sprechen darüber fiel schwer, fällt meines Erachtens immer noch schwer. Die Bewertung der Gewalt, die an diesem Ort, dem Jagdberg, geschah, nimmt zwei Richtungen. Einerseits wirkt sie – von den Berichten der Opferschutzkommissionen ans Licht der Gegenwart gebracht – monströs, geplant und perfide. Andererseits wird sie mit dem Hinweis auf andere Zeiten relativiert, möglicherweise auch bagatellisiert.

In dieser Ambivalenz arbeiten wir und diese Ambivalenz zu ertragen, ist sehr schwer, manchmal unmöglich.

Fach-Konzepte und mündliche Überlieferung

Pädagogik war früher geprägt von Machtausübung und Disziplinierung. Der Fokus lag auf dem Verhalten des Kindes. Kindern wurde korrigierend, belehrend und wertend begegnet. Erwachsene nahmen eine rollenbedingte Autorität ein.

Pädagogik heute ist geprägt von Einbeziehung und Dialog. Der Fokus liegt auf der Beziehung. Kinder werden betreut, ihnen wird mit Empathie begegnet, sie anerkennend und mit ihnen reflektierend. Erwachsene müssen persönliche Autorität haben.

Wir verstehen uns heute als reflektierte, offene und moderne Organisation mit selbstkritischen und gut ausgebildeten MitarbeiterInnen in multiprofessionellen, reflektierten Teams.

Neben professionellen Konzepten und Strukturen gibt es in pädagogischen Einrichtungen, Schulen, aber auch in medizinischen Einrichtungen eine »hidden agenda.« Wissen darüber, wie der Alltag gestaltet werden kann und soll, wird von Mensch zu Mensch, von den »Alten« an die »Neuen« weitergegeben. Und diese Form des Wissenstransfers hat eine starke Wirkmacht, vielleicht eine größere als Fach-Konzepte. Wir müssen also selbstkritisch betrachtet davon ausgehen, dass in unserer Alltagsgestaltung, unseren Regeln und Abläufen noch Reste dessen verborgen liegen, was den Alltag der Kinder und Jugendlichen vor 20, 30 und mehr Jahren prägte und die Gewalt, der sie ausgesetzt waren, möglich machte. Die Geschichte ist näher, als man glauben mag.

Moderne Pädagogik bauen

Moderne und reflektierte pädagogische Einrichtungen müssen klug konzipiert sein. Wir orientieren uns beispielsweise an folgenden Überlegungen:

- MitarbeiterInnen müssen sehr gut ausgebildet sein. Sie müssen aktuelle Methoden und Theorien der Pädagogik gelernt haben und ihre eigene Erziehungsbioografie gut reflektiert haben.
- Die personellen Ressourcen müssen sichergestellt sein. Gute MitarbeiterInnen brauchen Zeit, um mit Kindern und Jugendlichen Beziehungen aufzubauen, die so tragfähig sind, dass sie Entwicklungsräume eröffnen.
- Mitarbeiterinnen müssen ihre Sprache reflektieren: Wie sprechen MitarbeiterInnen mit den Kindern und Jugendlichen? Wie sprechen sie über die Kinder und Jugendlichen? Welche Bewertungen und Etikettierungen finden statt? Wie werden Berichte an die Kinder- und Jugendhilfe formuliert?
- MitarbeiterInnen brauchen Raum und Zeit für den fachlichen Austausch: Wie sprechen die MitarbeiterInnen miteinander? Wird offen und transparent kommuniziert oder geschlossen und undurchsichtig?
- Betreuungseinrichtungen brauchen starke Werte: Wie wird über Werte gesprochen? Welche Werte werden verfolgt? Wird den Kindern und Jugendlichen mit Respekt und Interesse begegnet? Wird der Wille der Kinder und Jugendlichen ernst genommen oder setzen die Erwachsenen sich über deren Willen hinweg?

- Kinderschutz und Partizipation: Organisationen brauchen Fachpersonen, die sich explizit dem Kinderschutz, den Kinderrechten und der Partizipation widmen. Auch wenn diese Begriffe seit einigen Jahren in aller Munde sind, heißt das noch nicht, dass sie alltägliche Selbstverständlichkeit sind.
- Raum und Architektur: Die Architektur unseres Areals in Schlinz zeigt Merkmale eines Panoptikums, eines aus dem 19. Jahrhundert stammenden Konzepts zum Bau von Gefängnissen, aber auch Fabriken. Diese Architektur ermöglicht die gleichzeitige Überwachung vieler Menschen durch einen einzelnen Überwacher. Wir bemühen uns sehr, diese Architektur aufzubrechen und bewusst Rückzugsräume für Kinder und Jugendliche zu etablieren.
- Medizinalisierung und Pathologisierung: Es gibt Kinder und Jugendliche, die Psychopharmaka verschrieben bekommen. Der Gebrauch von Medikamenten steigt in unserer Gesellschaft ständig. In pädagogischen Kontexten besteht das Risiko, dass unangepasstes und widerständiges Verhalten mit chemischen Mitteln normiert wird. Dieses Risiko nehmen wir wahr und reflektieren es sorgfältig.
- Überhaupt stehen pädagogische Einrichtungen wie unsere in einem starken gesellschaftlichen Spannungsfeld: Kinder und Jugendliche sollen Anpassungsleistungen an gesellschaftliche Normen (wie Leistung, Arbeit usw.) erbringen, von denen wir wissen, dass sie (und im Übrigen auch sehr viele Erwachsene) dazu auf Grund der Belastungen, denen sie ausgesetzt waren oder sind, gar nicht fähig sein können.
- Öffnung, Offenheit und Kontrolle durch die Zivilgesellschaft: Wir begrüßen die Kooperationen, die mit der Kinder- und Jugendanwaltschaft über die Jahre aufgebaut wurden, sehr. Der Zusammenarbeit mit der öffentlichen Kinder- und Jugendhilfe, genauso wie der Kontrolle durch die Volksanwaltschaft stehen wir offen gegenüber und betrachten sie als wichtigen Schritt in der Professionalisierung unserer Angebote.

DER AUTOR



MAG. MICHAEL HOLLENSTEIN

Mag. Michael Hollenstein ist stv. Leiter des Fachbereichs Paedakoop des Vorarlberger Kinderdorfes und berät als Psychologe Eltern und Familien der

Kinder und Jugendlichen, die in der Paedakoop ambulant oder stationär betreut werden.
m.hollenstein@voki.at

VERWEISE

1. <http://www.vorarlberger-kinderdorf.at/paedakoop/historische-aufarbeitung> 2. <http://www.sps.or.at/index.php?id=6170>

Zuhören und lernen.

Br. Lech Siebert ist seit 2010 Provinzial der Kapuzinerprovinz Österreich-Südtirol und Präses des slw. Franz Tichy ist seit 2009 Geschäftsführer des slw. Sie sind beide seit der Übernahme ihrer leitenden Funktionen im slw intensiv mit der Vergangenheit der Bubenburg zwischen 1950 und den 1980er-Jahren befasst.

Gemeinsam denken sie darüber nach, was die Organisation bis heute aus dieser Vergangenheit gelernt hat und was das für die Zukunft des slw bedeutet.

Vier Jahre sind vergangen, seit Sie 2010 mit den ersten Berichten von ehemaligen Kindern der Bubenburg über Gewalt und Missbrauch konfrontiert wurden. Was macht das slw heute anders als damals?

LECH SIEBERT: Wir haben gelernt, zuzuhören und auf das zu hören, was uns die ehemaligen Kinder der Bubenburg erzählen. Wir haben gelernt, hinzuhören, auch wenn das, was uns erzählt wird, schmerzlich ist. Ich glaube, ein Vorwurf der Gesellschaft an uns kirchennahe Institutionen besteht darin, dass die damals Verantwortlichen nicht hören wollten oder konnten, dass sie zu

Es sind Tabus gefallen.

wenig gegen das Unrecht, das geschehen ist, unternommen haben. Es geht nicht nur darum, was passiert ist, sondern es geht den Menschen auch darum, wie

die damals Verantwortlichen in den Institutionen damit umgegangen sind. Und da müssen wir uns den Vorwurf gefallen lassen, dass Unrecht auch verschwiegen worden ist. Das nehmen uns die Menschen noch heute übel.

FRANZ TICHY: Das Bewusstsein über unsere Vergangenheit hat sich radikal verändert. Diese Veränderungen haben sich auch schon lange vor 2010 abgezeichnet, aber seither sind sie uns noch einmal in aller Deutlichkeit ins Bewusstsein gerufen worden. Es sind Tabus gefallen: etwa das Tabu, dass Autoritäten kritisiert und angegriffen werden können; das Tabu, dass sexueller Missbrauch in jeder Institutionen vorkommen kann. Es gibt eine geschärfte Wahrnehmung für Personen, die glauben, immer genau zu wissen, »wie es geht«. Solche Personen, denen das Bewusstsein für die eigene Fehlbarkeit abgeht, sind sehr anfällig für Handlungen, die die Grenzen anderer Personen verletzen. Dies ist der erste Schritt zu gewaltsamem Handeln. Die Sensibilität gegenüber den Aussagen von Kindern, was strukturelle Gewalt betrifft, hat sich enorm erhöht. Diese Änderungen hatten und

haben unmittelbaren Ausfluss in die Richtlinien unserer Organisation im Umgang mit Gewalt und sexuellem Missbrauch. Das Zeitausmaß für entsprechende Schulungen unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist erheblich gestiegen. Aber darüber hinaus hat die Debatte der letzten Jahre auch die Gesellschaft insgesamt hellhöriger und sensibler für die Schutzbedürftigkeit von Kindern gemacht.

LECH SIEBERT: Wir als Orden und ich als Ordensoberer habe in den letzten Jahren in einer ganz spezifischen Weise dazugelernt: Ein Orden ist eine familienähnliche Gemeinschaft. Innerhalb der Familie ist es, wie wir wissen, besonders schwierig und schmerzhaft, wenn einzelne Familienmitglieder schuldhaft handeln. Die Hemmung, entsprechende Konsequenzen zu ziehen, ist in einer familienähnlichen Struktur sicher größer als in anderen Organisationsformen. Mit dieser Hemmung musste auch ich umgehen lernen. Heute denke ich: Das Allerbeste, was ich machen kann – das Beste für Opfer und Täter –, ist es, umgehend und ohne Ausnahme die zuständigen Behörden einzuschalten, wenn ich von möglicherweise strafbaren Handlungen erfahre. Diese Überzeugung wird vom gesamten Orden und auch vom Weltorden geteilt und hat ihren Niederschlag auch in unseren Richtlinien gefunden, die wir in den letzten Jahren ausgearbeitet haben.¹ Präventionsarbeit heißt natürlich auch Auseinandersetzung mit und Arbeit an unserer Vergangenheit. Die Erfahrung, dass die Brüder diesen Prozess mittragen und in der Aufarbeitung sehr solidarisch waren, ist für mich eine ganz wichtige Erfahrung. Man muss keine Angst davor haben, auch schmerzhaft und schwierige Themen offen zu besprechen.

Aus heutiger Sicht: Was sind mögliche Ursachen von Gewalt und Missbrauch?

FRANZ TICHY: Grundsätzlich ist zu sagen, dass Aggression eine Grundkonstante des Menschseins ist. Das ist eine Binsenweisheit, aber es muss immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden. Es gibt keine Pädagogik und keine Lebensform, mit der wir diese Grundkonstante quasi »wegtherapieren« können. Entscheidend für unser Zusammenleben ist, wie wir mit Aggression umgehen. Gewalt und Missbrauch kommen nach meiner Erfahrung dann gehäuft vor, wenn drei Faktoren aufeinander treffen: persönliche Gründe, bestimmte strukturelle Bedingungen und gesellschaftlich-kulturelle Faktoren. Ich glaube, dass Menschen mit einem starken Geltungsbedürfnis und damit verbundenen Selbstwertproblemen öfter gewaltsam handeln als andere. Sie brauchen das Gefühl der ▶

- Macht über andere. Ich bin davon überzeugt, dass geschlossene Systeme in hohem Maß anfällig für Gewalt sind. Systeme, in denen keine externe Kontrolle existiert oder zugelassen wird; Systeme, in denen eine Art Glaubwürdigkeitsgefälle herrscht zwischen den Starken und den Schwachen. So ein System kann eine Institution sein, es kann aber auch eine Familie sein, »in die keiner hineinsieht«. Und schlussendlich spielt auch eine wesentliche Rolle, ob Gewalt in einer Gesellschaft insgesamt als taugliches Mittel zur Regelung von Konflikten akzeptiert wird. Herrscht also zum Beispiel allgemein die Überzeugung, dass »schlimme Kinder« bestraft gehören, weil sie »böse« sind? Treffen die genannten Faktoren zusammen, dann kann Gewalt sich besser gedeihen als anderswo.

LECH SIEBERT: Ich möchte zu diesen drei Faktoren noch etwas sagen. Es taucht ja immer wieder die Behauptung auf, das kirchliche Umfeld sei besonders anfällig für Gewalt und Missbrauch. Nun wissen wir aus zahlreichen Untersuchungen, dass dem nicht so ist. Dennoch möchte ich einen Gedanken nicht unerwähnt lassen: Im kirch-

Entscheidend für unser Zusammenleben ist, wie wir mit Aggression umgehen.

lich-religiösen Milieu ist ein Theologe, ein Priester immer irgendwie hervorgehoben vor den anderen, besonders geschätzt. Wenn sich

diese Wertschätzung, die so jemand erfährt, mit einer narzisstischen Persönlichkeitsstruktur verbindet, dann begünstigt das kirchliche Umfeld tatsächlich das schuldhaftige Handeln dieser Person, weil die Person durch ihre Funktion, durch ihr Amt geschützt ist. Das gibt mir zu denken, und da müssen wir auch in der Auswahl und Ausbildung unserer Novizen besonderes aufmerksam sein.

Was ist zur Prävention von Gewalt und Missbrauch notwendig?

FRANZ TICHY: Gewalt ist auch heute Teil unseres gesellschaftlichen Alltags. Persönliche Gewalt in Österreich ereignet sich vor allem im engsten Beziehungs- und Familienkreis, und noch heute halten 16 Prozent der Bevölkerung schwere körperliche Strafen in der Erziehung für angemessen. Wir sind auch heute keine gewaltfreie Gesellschaft. Und wenn eine Organisation heute glaubt, vor Gewalt und Missbrauch gefeit zu sein, legt sie den Grundstein dafür, dass es wieder passiert. Was sich deutlich verbessert und verändert hat: Kinder werden zu mehr Selbstbewusstsein erzogen, es gibt die Möglichkeit, angstfrei darüber zu sprechen, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind heute viel

besser ausgebildet, es existiert ein dichtes Netz an Regelungen und Richtlinien in den Organisationen. Dennoch würden wir die Realität leugnen, wenn wir sagen, heute kann nichts mehr passieren.

Wie sorgen Sie heute für die Sicherheit der Ihrer Organisation anvertrauten Menschen?

FRANZ TICHY: Wichtig ist: Kinder müssen eine Stimme haben. Und diese Stimme ist ernst zu nehmen und zu respektieren. Kinder brauchen ein Netzwerk von externen Kontaktpersonen, denen sie vertrauen können.

Und genau so wichtig ist: Wir müssen die Themen Gewalt und Missbrauch und wie wir damit umgehen, in der Organisation klar und regelmäßig ansprechen. Unsere Haltung muss für jede und jeden klar sein. Ebenso zweifelsfrei sind die Abläufe im Falle eines Übergriffs zu regeln. Dies gilt für Übergriffe von Mitarbeitern auf Klienten, aber natürlich genauso für Übergriffe von Klienten auf Mitarbeiter wie von Klienten untereinander. Da darf es keine Tabus geben.

Es braucht und wir erwarten professionelle Distanz zwischen Mitarbeitern und Klienten, gleichzeitig ist aber pädagogisches Handeln ohne eine tragfähige Beziehung nicht möglich. Und Beziehung heißt immer auch Nähe. Dieser Umgang mit Nähe und Distanz und die Fähigkeit zur Selbstreflexion im Umgang mit den beiden Polen, ist ein ständiges Thema in den Fortbildungen für unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

LECH SIEBERT: Wir als Ordensleute brauchen eine gute Gemeinschaft. Darunter verstehe ich, dass sowohl Anerkennung als auch Kritik in Offenheit möglich sein soll. Wichtig ist der ehrliche Austausch untereinander und auch mit Personen unseres Vertrauens außerhalb des Ordens. Und in der Novizenausbildung müssen wir im Hinblick auf die Prävention von Gewalt und Missbrauch noch mehr als bisher an unserem Ausbildungsprogramm arbeiten. Da haben wir noch ein paar Hausaufgaben zu erledigen. Das verlangt auch die Ordensleitung in Rom.

Wo sind in der Erziehung heute blinde Flecken? Wo schauen wir heute nicht genau hin?

FRANZ TICHY: Ich habe es vorhin schon angesprochen. Unser Umgang mit Aggression erscheint mir manchmal bedenklich. Ich frage mich: Wie sehr leugnen wir heute, dass Aggression und damit auch Gewalt Bestandteil unseres Lebens sind und bleiben werden? Und was bedeutet das im

Hinblick auf die Ausbildung unserer Pädagoginnen und Pädagogen? Ist es tatsächlich so, dass ein »aggressives Kind« immer Zeichen einer falschen Erziehung ist? Wo heute unsere blinden Flecken sind, das werden wir in 20 oder 30 Jahren wissen.



BR. MAG. LECH SIEBERT

Br. Mag. Lech Siebert ist Provinzialminister (Ordensoberer) der Provinz Österreich-Südtirol und Präses des slw. Der gebürtige Pole ist 1991 in den Orden eingetreten und wurde 1999 zum Priester

geweiht. Br. Lech ist Mitglied im Vorstand der Superiorenkonferenz der Männerorden Österreichs. provinzialat.ibk@kapuziner.at



MMAG. FRANZ TICHY

MMag. Franz Tichy ist seit 2009 Geschäftsführer des slw Soziale Dienste der Kapuziner. Der studierte Betriebswirt und Theologe hat neben seinem Studium als Freiwilliger in der Kinder- und Jugendarbeit in Salzburg und Innsbruck sowie im Sozialbereich beim Roten Kreuz gearbeitet. Seine Berufstätigkeit begann er beim Aufbau der

Hospizarbeit in Tirol und absolvierte in dieser Zeit eine dreijährige psychotherapeutische Zusatzausbildung. Im slw ist Franz Tichy seit 2004 tätig. Er ist Vorstandsmitglied in der KAKITA und der argeSO-DIT, der Vereinigung der Sozialen Dienstleistungsträger in Tirol. f.tichy@slw.at

Schuld und Sühne – Verbrechen und Strafe.

Der Philosoph Kurt Berteuter meint: »Es mag sozialromantisch sein, aber bei jedem Täter ist irgendwann, irgendwo im Leben etwas ›falsch‹ gelaufen und das Umfeld hat es übersehen, ignoriert oder toleriert und ihn damit zum ›Opfer‹ dieser ›falschen Weiche‹ werden lassen. Nicht jedes ›Opfer‹ muss zum Täter werden, aber jedes ›Opfer‹, das wir verhindern, wird nicht zum Täter.«

neuerdings auch wieder wird. Für »Verbrechen« und »Strafe« gibt es juristische Gesetze und exekutive Strafen. Schuld und Sühne sind moralische Begriffe, wenngleich auch Verbrechen und Strafe solche sein können. Auch findet sich der Begriff »schuldig« in juristischen Texten und der Begriff der »Sühne« kommt zumindest in der Rechtsphilosophie vor. Durch die Strafe soll der »Schuldige« wieder mit der Rechtsordnung Versöhnung finden. Und damit haben wir einen weiteren Begriff in die Abhandlung eingeführt, der hier eine Rolle spielen soll: die Versöhnung.

»Dimensionen von Schuld und Sühne – warum und wozu oder was sonst?« Ein Text von MMag Kurt Bereuter.

Wer denkt bei »Schuld und Sühne« nicht an Raskolnikow, jene Romanfigur von Fjodor M. Dostojewski, die zum Mörder wird, aus der Überzeugung heraus, dass es erlaubt sein kann, einen Mord zu begehen. Dann, wenn der Mörder ein »außergewöhnlicher Mensch« sei und der Gemordete, oder in diesem Falle die Gemordete, eine »Laus«, eine Person von minderem Wert für die Gesellschaft, da sie nur an sich und an ihrem eigenen Seelenheil Interesse zeigt.

Versöhnen setzt die Sühne voraus.

Raskolnikow gelingt zwar der Mord, ohne dass er überführt werden könnte, aber er spürt auch sein Gewissen in sich und seine fortschreitende Entfremdung von der Gesellschaft durch diese Tat. Schließlich stellt er sich doch den Behörden und muss mit achtjähriger Haft in Sibirien für seine Tat »bezahlen«.

»Doch hier beginnt schon eine neue Geschichte – die Geschichte der allmählichen Erneuerung eines Menschen, die Geschichte seiner Wiedergeburt, seines Überganges aus der einen Welt in die andere, seines Vertrautwerdens mit einer neuen, ihm bisher ganz unbekanntem Wirklichkeit. Das könnte den Stoff zu einer weiteren Erzählung bilden; doch diese Erzählung ist zu Ende.«

So schließt Dostojewski seinen Roman und lässt seinen Raskolnikow mit dem *Neuen Testament* in der Hand und der Liebe zu Sofia im Herzen in Sibirien zurück.

Man mag jetzt noch bedenken, dass der Roman von Dostojewski, der 1866 in zwölf Fortsetzungen erschienen war, sprachlich richtiger mit »Verbrechen und Strafe« übersetzt worden war und

Verbrechen und Strafe im Lichte des Rechts

Wenn wir in einem Rechtsstaat leben und diesen mit seinen Gesetzen anerkennen, gilt es auch diesen durchzusetzen. Strafrechtlich relevante Handlungen müssen daher von der Justiz geahndet werden und Sanktionen müssen verhängt und umgesetzt werden. Für die schrecklichen Taten, die in diesem Magazin benannt werden, sind auch Gerichte zuständig und das ist wohl gut so. Wie leicht diese Gerichte anzurufen sind, wie sie mit Opfern und Tätern umgehen, ist Teil eines mehr oder weniger funktionierenden Rechts- und Sozialstaates. Wie die Straftatbestände und Sanktionen bemessen und umgesetzt werden, ist ebenso Teil des Rechtsstaates, aber auch Teil der Legislative, also der gesetzgebenden Organe eines Staates – und damit Ausfluss einer Politik im Staate. Niemals darf man – gerade in unseren Landen – darauf vergessen, dass dort wo »Unrecht zu Recht wird, Widerstand zur Pflicht wird«. Und niemals soll man dieses Brecht zugeschriebene Zitat leichtfertig verwenden, was leider allzu oft geschieht. Klar sollte sein, dass Offizialdelikte, also strafbare Handlungen, welche die Staatsanwaltschaft von Amts wegen verfolgen muss, auch in diesen genannten Fällen verfolgt werden müssen. Täter/Täterinnen müssen in einem Rechtsstaat vor Gericht gestellt werden und sich auch vor diesem verantworten. Dem Opferschutz muss in diesem Rahmen größtes Augenmerk gewidmet werden, aber ein Offizialdelikt bleibt ein Offizialdelikt und kann nicht durch Kommissionen oder Anwaltschaften »verdeckt« bleiben, sonst höhlen wir den Rechtsstaat aus und damit auch den Anspruch auf Recht und Gerechtigkeit in einer weltlichen Gesellschaft – auch wenn wir wissen, dass Recht und Gerechtigkeit aus zwei verschiedenen Disziplinen stammen. Aber letztlich darf das »Recht« den Anspruch auf Bemühen um Gerechtigkeit nicht aufgeben, sonst gerät die »Waage« der Justitia in bedrohliche Schiefelage. ►

- Versöhnung stammt tatsächlich aus dem mittelhochdeutschen Wort »versuenen« und beinhaltet das Stammwort »Sühne«. Streng daran gehalten, würde also »versöhnen« immer die »Sühne« voraussetzen. »Sühne« stammt aus dem althochdeutschen und meint die »Leistung«, mit der die »Schuld« gänzlich oder wenigstens teilweise ausgeglichen werden soll, auch wenn sie das Geschehene nie rückgängig machen kann. Versöhnung ist dann als »Leistung« an das »Opfer«, an die Rechtsordnung oder an die Gesellschaft zu verstehen, die diesen vom Täter, von der Täterin, von den Tätern zu leisten ist.

Versöhnung als individuelle und gesellschaftliche Aufgabe

Lasst uns Steine werfen, aber nicht „Steine“ aus Granit oder anderem Gestein, sondern aus „Hinsehen“, aus „Mitgefühl“

Abschließend möchte ich eine christliche Maxime abwandeln: *»Wer ohne Fehler ist, werfe den ersten Stein«*. Ich meine weiter: Lasst uns Steine werfen, aber nicht »Steine« aus Granit oder anderem Gestein, sondern aus »Hinsehen«, aus »Mitgefühl«, aus »Verantwortung«, aus »Tun«, aber auch aus »Fürsorge« und »Hilfestellung«. Gemäß der christlichen Redensart betrifft das Opfer und Täter gleichermaßen, denn wohl alle Täter waren auch einmal Opfer – in der einen oder anderen

Art. Es mag sozialromantisch sein, aber bei jedem Täter ist irgendwann, irgendwo im Leben etwas »falsch« gelaufen und das Umfeld hat es übersehen, ignoriert oder toleriert und ihn damit zum »Opfer« dieser »falschen Weiche« werden lassen. Nicht jedes »Opfer« muss zum Täter werden, aber jedes »Opfer« das wir verhindern, wird nicht zum Täter. Es geht um Erziehung, um Sozialisierung, um Bildung, um Chancengerechtigkeit, und vieles mehr, für das wir als Einzelne, aber vor allem als Gesellschaft Verantwortung tragen. Wenn wir es schaffen, keine Opfer zuzulassen, werden wir auch keine Täter bestrafen und sühnen müssen. Prävention ist angesagt, im Kleinen wie im Großen, in uns und um uns. Der »Glaube« an das »Gute« darf nicht verloren gehen, denn sonst geht auch die Motivation dahin verloren. Dann hätten wir als Einzelne und als Gesellschaft verloren. Dem soll nicht zu Letzt diese Publikation entgegenstehen und Mut machen, sich einzumischen, wo wir gefordert sind um der Menschlichkeit willen. »Habe den Mut dich deines eigenen Verstandes ohne die Leitung eines anderen zu bedienen«, war der Aufruf Johann W. Goethes zur Aufklärung.

DER AUTOR



MMAG. KURT BEREUTER

MMag. Kurt Bereuter studierte in Innsbruck u. a. Philosophie und Politikwissenschaften und gründete 1995 als selbständiger Philosoph und Organisationsentwickler sein Vorholz-Institut für

praktische Philosophie, wo er neben Organisationsberatung auch Coachings macht.
bereuter@vorholz-institut.at

Pius XII (1939-1958). Zweites Vatikanisches Konzil (1962-1965). Aggiornamento (Erneuerung, Heutigwerden). Säkularisierung. Nachkonziliare Krise. Volksaltar. Krise des Klerus. „Gotteslob“ (1975). Religionsfreiheit. Ökumene. Priesterbruderschaft St. Pius X. Volkssprachen im katholischen Gottesdienst. Liturgiereform. Befreiungstheologie. Option für die Armen. Sozialenzykliken. Humanae vitae. Johannes XXIII (1958-1963). Arbeiterpriestertum. Geheimpriester. Stellung der Frau in der Kirche. Ministrantinnen. Öffnung zur Welt. Paul IV (1963-1978). Dialog. Traditionalismus. Bibel Einheitsübersetzung. Gute Nachricht. Hauskirche. Gebetskreise. EZA. Jute statt Plastik. Nicaraguanischer Kaffee. Katholische Arbeiterbewegung.

Abb. 4: Entwicklungen in der röm.-kath. Kirche 1950 bis 1980

Schule der Opfer.

Wie sollen und dürfen Institutionen wie das slw mit den Erinnerungen an Gewalt und Missbrauch umgehen? Pater Klaus Mertes meint, dass eine Frage entscheidend ist:

»Was erkennen Institutionen und Gesellschaft über sich selbst, wenn sie sich aus der Perspektive derjenigen betrachten, die unter ihrem Handeln, ihren Mythen und Strukturen litten und leiden; wenn sie sich in den Erzählungen der Opfer den Spiegel vorhalten lassen?«

»Schule der Opfer« zitiert aus: »Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden. Geistliche Überlegungen zur Aufarbeitung von Missbrauch in Institutionen« von Pater Klaus Mertes¹

Im Evangelium wird Christus mit den »geringsten unter den Brüdern und Schwestern« (Mt 15,40) gleichgesetzt. Sie sind eine herausgehobene Weise seiner Gegenwart als Auferstandener. Für einen christlich-religiösen Blick auf die Wirklichkeit ist dieser Hinweis des Evangeliums grundlegend für die Interpretation der »Zeichen der Zeit«, auch im Zusammenhang mit der Aufdeckung von Missbrauch.

Solange die Armen, denen ich begegne, Opfer von Dritten sind, kann ich mich ihnen helfend zuwenden. Der Samariter, der sich dem unter die Räuber geratenen Mann zuwendet, hat ihn nicht selbst zusammengeschlagen und ausgeraubt. Im Fall des Missbrauchs ist die Lage für die Kirche komplexer. Hier begegnet die Institution nicht einfach Opfern von Taten und Verhältnissen, für die sie selbst keine Verantwortung trägt. Sie begegnet den Opfern der eigenen Pastoral – einer Pastoral, die diesen Namen nicht verdient.

Die Befreiungstheologie kennt den Begriff der »Schule der Armen«. Ähnlich kann man sagen, dass es für die Institution eine »Schule der Opfer« gibt. Dabei geht es nicht darum, die Erfahrungen der Opfer für eigene Lernerlebnisse und anschließende Reformprojekte in der Institution zu instrumentalisieren. Allerdings kann der Instru-

mentalisierungsvorwurf auch seinerseits von den internen Beharrungskräften missbraucht werden, um sich gegen Konsequenzen – auch strukturelle Konsequenzen – zu immunisieren, die sich aus dem Gehörten für die Institution nahelegen. Die Institution muss in der »Schule der Opfer« einen schmalen Grat beschreiten: Einerseits darf sie deren Erzählungen nicht instrumentalisieren für eine eigene Agenda, andererseits kann sie sich auch nicht immunisieren gegenüber den Erkenntnissen über sich selbst, die sich ihr erschließen, wenn sie den Opfern zuhört.

In die Schule der Opfer zu gehen heißt nicht, alles für richtig zu halten, was Opfer sagen, und einfach alles zu tun, was sie wollen. Die Opfer als Autoritäten für notwendige Konsequenzen und Reformen in Anspruch zu nehmen, würde ihnen zumal wieder die Verantwortung der Institution aufbürden. Die Ambivalenz im Verhältnis zwischen Opfer und Institution würde verfestigt. Die Konsequenzen also, welche die Kirche aus dem Hören der Opfergeschichten zieht, liegen in ihrer eigenen Verantwortung, nicht in der Verantwortung der Opfer.

Es geht um einen Perspektivenwechsel: Was erkennen Institutionen und Gesellschaft über sich selbst, wenn sie sich aus der Perspektive derjenigen betrachten, die unter ihrem Handeln, ihren Mythen und Strukturen litten und leiden; wenn sie sich in den Erzählungen der Opfer den Spiegel vorhalten lassen? Wäre es vielleicht sogar möglich, aus der Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit, aus dem Lagerdenken und den Vorurteilen über andere herauszufinden, indem man sich wirklich in der Begegnung mit den Opfern auf die Suche nach dem Neuen begibt, das ich bisher noch nicht über mich als Person oder über uns als Kirche, Familie, Gesellschaft wusste? Das wäre eine Chance für das Umdenken, für die »Metanoia« (vgl. Mk 1,14), das Umdenken, von dem das Evangelium spricht.

DER AUTOR

KLAUS MERTES

Klaus Mertes SJ trat 1977 in den Jesuitenorden ein. Er studierte Slawistik, klassische Philologie und Theologie und wurde 1986 zum Priester geweiht. Von 1994 bis 2011 war er am Canisius-Kolleg Berlin tätig, zuletzt als dessen Rektor. Anfang 2010

löste Mertes mit der Publimachung von Missbrauchsfällen am Canisius-Kolleg aus den 1970er- und 1980er-Jahren die Welle von Aufdeckungen von Missbrauch und Gewalt an kirchlichen Bildungseinrichtungen in Deutschland aus.

VERWEISE

1. Publiziert in: WALTRAUD KLASNIC (Hg.) »Missbrauch und Gewalt. Erschütternde Erfahrungen und notwendige Konsequenzen«. S. 141-152

Graz: Leykam Buchverlag 2013.

„Verstehen – Vergeben – Versöhnen.“

Mit neun Jahren kam Alfred Ecker 1960 in die Bubenburg und blieb dort bis 1962. Gemeinsam mit seiner Frau Johanna Ecker arbeitet Alfred Ecker derzeit an einem Kunstprojekt für das slw. Es soll eine dauerhafte Erinnerung an die dunklen Seiten in der Vergangenheit der Bubenburg sein.

Und es ist für uns heute auch eine Aufforderung: Es braucht Mut und es tut weh, sich den eigenen Fehlern und Schwächen zu stellen. Aber ohne diesen Mut ist echte Versöhnung nicht möglich.

Alfred Ecker, Bubenburg, 1960-1962.

Meine Frau und ich haben sehr lange darüber nachgedacht, wie wir künstlerisch an dieses Projekt herangehen sollen, das wir zur Zeit für das slw verwirklichen. Wir sind dann nach vielem Kopfzerbrechen auf drei Begriffe gekommen: Verstehen – Vergeben – Versöhnen. Diese drei Begriffe leiten uns bei diesem Kunstprojekt.

Die Basis für alles Weitere ist das Verstehen. Das hat nichts mit entschuldigen zu tun. Zuerst muss ich einfach nur verstehen. Ich muss wissen, was ist passiert und warum ist es passiert. Erst dann kann ich vergeben und mich versöhnen.

Lange hat uns niemand geglaubt. Jetzt ist das anders: Was ich und viele andere in der Bubenburg erlebt haben, ist heute niedergeschrieben und veröffentlicht. Erst dadurch hat meine persönliche Geschichte ein Gesicht bekommen und ist Teil der

allgemeinen Erinnerung. Dass unsere Erfahrungen heute endlich gehört und geglaubt werden, ist das Verdienst von Horst Schreiber. Er hat sie zuerst aufgeschrieben und publiziert.¹ Jetzt ist es offiziell, jetzt glauben uns die Menschen. Das hat für mich eine unglaublich große Bedeutung.

Fühle ich Hass? Nein, ich habe heute keinen Hass mehr. Viele Jahre, nachdem ich die Bubenburg verlassen habe, bin ich mit einem ehemaligen Kameraden wieder ins Schloss hineingefahren. Da habe ich auf dem Gang den mittlerweile schon alten Pater Magnus getroffen. Er hat mich lange angesehen, dann hat er gesagt: »Ecker«. Der hatte ein Namensgedächtnis, unglaublich. Ich habe gesagt: »Jetzt rechnen wir ab.« Da hat er geantwortet: »Was willst du?« Und darauf ich: »Ein Mittagessen und ein Bier mit dir.« Das haben wir dann auch bekommen. Das Gespräch war von beiden Seiten ganz ruhig. Ich glaube, er hat am Schluss schon erkannt, was er falsch gemacht hat. Warum sollte

ich das bei dem Begräbnis alles gesehen habe, diese Demut der Schwestern, die ganzen Lobesreden und den Weihrauch – das war für mich einfach nur ein großes Zillertaler Schauspiel.

Die Aberkennung des Ehrenzeichens von Pater Magnus halte ich für falsch. Was hilft mir das, wenn sie ihm heute das Ehrenzeichen wegnehmen? Damals hat man dieses Ehrenzeichen für richtig gehalten, und heute wissen wir, das war falsch. Aber man kann die Vergangenheit nicht dadurch korrigieren, dass man einem Verstorbenen ein Ehrenzeichen aberkennt. Das hätten die Politiker anders lösen müssen. Für mich bewirkt diese Aberkennung gar nichts.

Mir ist es gelungen, nicht an diesen Erlebnissen aus meiner Vergangenheit festzuhalten. Diese Jahre sind für mich nur ein ganz kleiner Teil meines Lebens. Ich habe damit innerlich abgeschlossen. Ich glaube, das ist wichtig, damit man vergeben kann. Aber zur Vergebung gehört auch, dass diejenigen, die nach unserem Verständnis Schuld auf sich geladen haben, zu einem Eingeständnis bereit sind, dass sie etwas nicht richtig gemacht haben. Das hab ich mir immer gewünscht, eine Entschuldigung und eine ausgestreckte Hand, in die ich hätte einschlagen können.

Wenn gegenseitiges Verständnis und Erkenntnis da ist, dann geht auch Versöhnung. Bin ich der Herrgott, dass ich dann sage, dir verzeihe ich nicht? Das steht keinem zu. Nicht dass ich sehr katholisch wäre, aber wenn du das Vaterunser sprichst, dann siehst du, da steht eigentlich alles drin, wie Versöhnung geht.

ich ihm da nicht verzeihen? Das sind auch einfach nur Menschen, wie du und ich, keine Heiligen. Wir sind wirklich viel geschlagen worden, vor allem von der Schwester Benjamina. Sie hat immer einen Gummistock in ihrer Schwestertracht mitgehabt, und mit dem hat sie gehaut. Die war so schnell, das hast du gar nicht gesehen, schon hat sie dir mit der Gummiwurst rechts-links eine drübergezogen. Was mich aber tiefer als die Schläge getroffen hat, war Ungerechtigkeit. Wenn ich für eine Sache, an der ich nicht schuld war, trotzdem

meinen Kopf hinhalten musste. Wenn die Schwester Benjamina mich zuerst verdroschen und dann eine Woche lang nicht mit mir geredet hat, dann war

dieses Schweigen härter als jede Ohrfeige. Wenn sie meinen Bettnachbarn, der ein Bettnässer war, so lange mit dem nassen Leintuch geschlagen hat, bis er auf dem Boden gelegen ist, da hätte ich sie umbringen können.

Als der Pater Magnus gestorben ist, sind wir zu seinem Begräbnis nach Fügen gefahren und haben uns das angeschaut. Da habe ich auch die Schwester Benjamina wiedergesehen. Ich habe gar nichts gefühlt. Ich hab mir nur gedacht: »*Du bist eigentlich ein armer Mensch.*« Die Schwestern, die waren ja da drin ganz unten in der Hierarchie. Und wie

Lange hat uns niemand geglaubt. Jetzt ist das anders.

DER AUTOR

ALFRED ECKER

Alfred Ecker, gebürtiger Innsbrucker, hat nach seiner Zeit in der Bubenburg in Linz die Hauptschule und anschließend die dortige Kunstschule absolviert. Er hat sämtliche Graveurberufe und in Deutschland zusätzlich das Handwerk des Kupfer-

stahlstichs erlernt. Seit 39 Jahren betreibt Alfred Ecker gemeinsam mit seiner Frau das „Gläserkastl“ am Innsbrucker Domplatz. Wer mit Alfred Ecker in Kontakt treten möchte, kann dies gerne tun: a.ecker@aon.at

VERWEISE

1. siehe dazu: HORST SCHREIBER „Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol“. Innsbruck: Studien Verlag 2010.

Impressum

Sonderausgabe des »slw derzeit«, der Mitarbeiter/innen-Zeitschrift des slw
MEDIENINHABER: slw soziale Dienste der Kapuziner, Mailsweg 2, 6094 Axams,
derzeit@slw.at

FÜR DEN INHALT VERANTWORTLICH: MMag. Franz Tichy, Geschäftsführer
slw Soziale Dienste der Kapuziner

REDAKTION: MMag. Franz Tichy, Mag. Kristin Vavtar, Dr. Wolfgang Weber

WISSENSCHAFTLICHE BEGLEITUNG: Univ.-Doz. Mag. Dr. Wolfgang Weber MA MAS,
Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck

GRAFISCHE GESTALTUNG: fredmansky

August 2014

ES WIRD GEFÄHRLICH, wenn es so etwas wie ein Mäntelchen der Unfehlbarkeit gibt.

Das meint, dass eine Person automatisch gut oder besser ist als die andere. In der Vergangenheit gab es wohl immer solche Mäntelchen: ein Ordensgewand, ein Arztkittel oder auch nur eine bestimmte Funktion, wie die der Erzieherin, des Lehrers oder des Einrichtungsleiters. Durch die Beschäftigung mit unserer Geschichte lernen wir, solche Mäntelchen zu erkennen.

Dabei müssen wir aber auch wissen, dass solche Mäntelchen ganz schnell eine andere Bedeutung bekommen können. Und plötzlich stehen alle, die ein Ordensgewand tragen, pauschal unter Verdacht, auch wenn sie selbst redlich, einfühlsam und verantwortungsbewusst sind.